Joh. B. Freih. v. Wagner

Fürst Mittscherlich

Digitized by Google

Digitized by Google

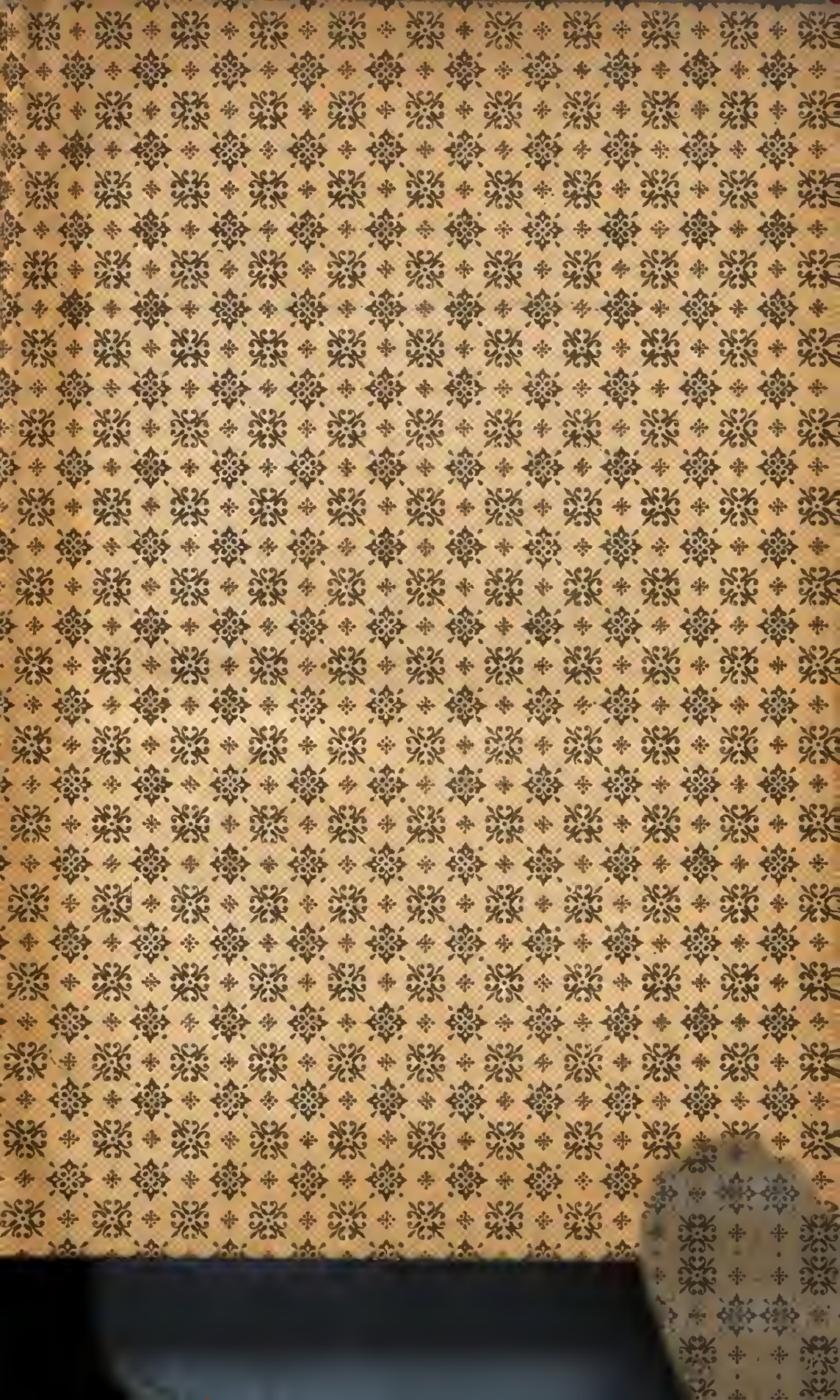
Joh. R. Freih. v. Wagner,

Fürst Mittscherlich

Digitized by Google

The University of Chicago
Libraries

Printed in Germany



810 Broadway
NEW-YORK.

Digitized by Google

Fürst Mittscherlich

im Oberlausitzer Sagenkranz.

Eine
Vorspiegelung falscher Thatsachen.

Von

Joh. A. Freiherr von Wagner.
(Johannes Renatus.)

Mit 12 Bildern
von
Richard Blumenau.

Bautzen.
Emil Hübner (Eduard Rühl's Verlag).
1895.

PT2551
.W31F9
1895

Digitized by Google

1041580

Der Anfang.

Die Anſichten über Märchen und Sagen ſind in unſerer Zeit ſehr getheilt, alſo, daß es ſolche giebt, welche Nichts mehr davon wiſſen wollen. Dies könnte mir faſt den Muth nehmen, einen Kranz von ſagenhaften Geſchichten zu winden aus alter, längſt vergangener Zeit, und das wäre traurig, da doch die Gegenwart ſonſt um meine wundervolle Geſchichte käme. Indeſſen ſchöpfe ich wieder Hoffnung, letztere werde Vielen nicht unwillkommen ſein, und zwar aus zweierlei Gründen. Einestheils haben berufene Männer, unſere deutſchen Pädagogen, in neueſter Zeit hervorgehoben, daß Märchen, ſoweit ſie rein ſind, für die Jugend von erziehlichem Werthe ſeien und daher durchaus nicht von der Hand zu weiſen. Anderntheils giebt es noch heute eine nicht

geringe Anzahl Erwachsener, welche ‚in rein irdischen Dingen' das Wunderbare und Geheimnißvolle noch lieben, mag sich nun eine solche Neigung auf Aberglauben beziehen, auf Sympathie, oder sonst was. Der Name thut Nichts zur Sache. Von beiden Seiten hoffe ich sonach auf geneigtes Gehör. Doch möchte ich gern auch die Widersacher zu anderer, zum mindesten milderer Ansicht umstimmen. Und hierzu erlaube ich mir, folgende Bemerkungen zu machen.

Das alltägliche Thun des Menschen beschäftigt dessen Geist in eng gezogenen Grenzen von Raum und Zeit. Dieser ist so sehr an die Eintheilung der 3 Dimensionen, sowie der Zeit in Stunden, Tage und Jahre gewöhnt, daß ihm der Begriff der Unendlichkeit von Zeit und Raum vollständig außer dem Bereiche seiner Fassungskraft liegt, wie überhaupt Alles, was sich nicht betasten und befühlen läßt. Der weiter denkende Mensch dagegen sagt sich, daß die Welt sich unmöglich in solch engem Gebiete bewegen könne; daß es außer diesem noch Dinge geben müsse, welche — für uns wenigstens

— geheimnißvoll auf unſer Leben und Weben einwirken.

‚Wunderbar‘ nennen wir, was wir nicht begreifen können, was zum Theil ſogar gegen beſtehende, von uns als unumſtößlich gehaltene Naturgeſetze zu ſtreiten ſcheint. Der Hang zum Wunderbaren aber iſt außerordentlich groß und weit verbreitet, merkwürdiger Weiſe ſogar unter aufgeklärten Denkern. Ich erinnere hier nur an Napoleon I., dem man nachſagt, er habe ſich beim Durchdenken ſeiner Pläne nicht ſelten durch die Art des Krähenfluges beſtimmen laſſen. Noch mehr fällt uns an dem großen Philoſophen Kant die Eigenthümlichkeit auf, daß er grundſätzlich an Freitagen nichts Wichtiges unternahm.

Man könnte vielleicht ſagen, daß gerade bei großen Geiſtern ſich Gegenſätze berühren. Woher dies kommt, wiſſen wir nicht; doch iſt es eine allbekannte Erſcheinung.

Indeſſen treffen wir genau denſelben Hang, wenn auch in weit verſtärkterem Maße, in niedrig organiſirten Köpfen vor, und hier in einer ſo ſyſtem-

voll ausgebildeten Weiſe, daß er zu einem regulär ausgebauten Heime wird, in welchem ſie ſich wohl fühlen. Wenn daher die Stallmagd Eva Regina Bährſch in Klein-Mürrſchwitz zur ſympathetiſchen Vertreibung ihrer Zahnſchmerzen einen faulen Apfel bei abnehmendem Monde mit der rechten Hand über die linke Schulter rückwärts in einen trüben Fluß wirft, ſo iſt dies auch nichts Anderes als der Wahn vom Krähenzuge, oder vom geheimnißvollen Freitag. Und doch liegt auch in jenen Mitteln zu wunderbaren, ſympathetiſchen Heilungen, die man durch geheimnißvolle Kräfte zu erreichen ſucht, zugleich ein tiefer Sinn, wie wir allſogleich an dem Beiſpiele von der Eva Regina Bährſchin Zahnſchmerzſtillmittel erſehen können:

Ein Apfel mußte es ſein, weil keine Frucht, wie dieſe eine ſo große, altgeſchichtliche Bedeutung hat, ſei es durch die Eva — nicht in Klein-Mürrſchwitz, ſondern — im Paradieſe; ſei es durch den Trojaner Paris, und andere Zankäpfel der großen Weltgeſchichte bis auf Elſaß-Lothringen. — Faul muß der Apfel ſein, ſonſt würde die gläubige

Sympathöſe in Verſuchung gerathen, ihn zu verſpeiſen. — Abnehmend muß der Mond ſein, weil durch die gleichzeitige Abnahme ſeines magnetiſchen Krafteinfluſſes die Geheimkraft der Sympathie um ſo mehr zur Geltung kommt. — Die geſchicktere rechte Hand muß den Apfel über die linke Schulter werfen, weil hierbei der Weg über das geheimnißvolle Ding, das Herz, führt; rückwärts, weil der Apfel beim Vorwärtswerfen nicht in den Fluß gelangen würde. Dieſer aber iſt nothwendig, damit er die Sympathiefrucht mitſammt den Zahnſchmerzen dem Meere der Vergeſſenheit ‚unentwegt‘ zuleite. Und trüb endlich muß er auch ſein, ſonſt würde ein ungezogener Junge den Apfel ſehen können und herausfiſchen.

Einer meiner Freunde hatte dieſes wunderbare Sympathiemittel einſt in der Verzweiflung ſelbſt gebraucht. Und ſiehe da! es half — zwar Nichts, aber es ſchadete auch Nichts. Und ſolche Mittel, die weder helfen noch ſchaden, werden ja in unſeren aufgeklärten Tagen wie oft als hygieniſche bezeichnet und fleißig verwendet, wenn auch der Ver-

kaufspreis die Selbstkosten um 1000 Prozent übersteigt.

Aber die Hand auf's Herz!: Weht hier durch das Ganze nicht zugleich ein sanfter, poetischer Hauch? Wird hierdurch selbst die einfache Stallmagd Bährschin nicht zu einem noch ätherischeren Wesen? Ist nicht gerade das Wunderbare so recht ein Grundfaktor zu nennen für Poesie und Romantik?

Man zeige uns einen alten, mit steiniger Erde verschütteten Brunnen einer verfallenen Ritterburg. Wenn wir diesen gar so hausbacken und nüchtern betrachten, so sehen wir eben weiter Nichts als schmutzige Erde, und die Sache hat für uns kein weiteres Interesse, als höchstens die Ueberlegung: Der derzeitige Besitzer dieses Grundstückes, Parzelle No. X des Flurbuches, hat jedenfalls eine neue, die Kommabacillenbildung ausschließende Wasserleitung ausgeführt und hierzu Jäger's Mittelweg zwischen Koch und Pettenkofer eingeschlagen. Sobald uns aber gesagt wird: In diesem verschütteten Bronnen liegt ein kostbarer Schatz, welcher benebst einer wunniglichen Prinzessin von einem mächtigen Zauberer bewacht wird, —

dann belebt ſich dieſe ſchmutzige Erde! Dann ſchauen wir durch ſie hindurch bis hinab in die geheimnißvollen unterirdiſchen Hallen voll Gold, Silber, Edelgeſtein und koſtbaren Perlen! Dann belebt ſich jedes Gemäuer mit Rittern und Edelfrauen, jeder Quell und Buſch mit Nixen und Gnomen! und wir haben eine ebenſo genußreich ſehnſuchtsvolle Stunde wie unſer Meiſterſänger Schiller, als er ſich gedrungen fühlte, durch ſein ‚Die Götter Griechenlands‘ Geſteine, Büſche, Bäume und Flüſſe wieder bewohnbar zu machen durch allerhand polizeilich nicht anzumeldender mythiſcher Geſtalten.

Gegen das Wunderbare der Sympathetik können nur kalte und voreingenommene Menſchen ankämpfen welche deren phyſiologiſche und pſychologiſche Wirkungen zur Geſundheit verwerfen. Sie ſagen, dieſe beruheten auf Aberglauben; ſchwitzen ſei die Hauptſache.

Das Hinfällige dieſer Behauptung liegt klar zu Tage. Gerade als Napoleon I. am 18. Oktober 1813 am allermeiſten geſchwitzt, hatte ihm dies gar Nichts genützt. Das iſt geſchichtlich und keine ‚falſche‘

Thatſache. Was fernerhin würde Kant davon gehabt haben, wenn er Freitags geſchwitzt hätte? Dann hätte er doch erſt recht nicht etwas Wichtiges vornehmen können. Wenn wir weiter beachten, wie vortheilhaft das ſympathetiſche Mittel iſt, ſich die Nägel, nach Norden gerichtet, Freitags zu beſchneiden, was ſoll da das Schwitzen helfen?

Wir ſehen, daß man die phyſiologiſche Wirkung der ebenfalls wunderbaren Sympathie nimmermehr durch dergleichen profane Mittel erſetzen kann; am allerwenigſten die pſychologiſche. Nehmen wir beiſpielsweiſe den Fall an, eine holde Jungfrau und ein dito Jüngling ſeien ganz wie für einander geſchaffen; Beide würden ‚unendlich' glücklich miteinander werden. Wie nun ſoll ſie das Leben oder der Dichter zuſammenbringen? Durch Schwitzen? Nimmermehr! — Einzig und allein durch Sympathie! —

Vernehmen wir nicht ſonſt noch ſo Manches, was uns — wie z. B. die Muſik — einen großen wundervollen Genuß bereitet, ohne daß wir uns den Grund hierzu erklären können? Was iſt Muſik?

Der ausgedörrte Verſtandesmenſch und Skeptiker ſagt: ‚Muſik iſt das angenehmſte Geräuſch von der Welt‘. So! — Zahlt einem armen Schlucker tauſend Goldſtücke als Eigenthum auf, und er wird den Klang der Münzen für das angenehmſte Geräuſch erklären; der Bauer das Aufſchlagen des Regens nach langer Dürre, aber nicht die Muſik. Dieſe iſt aber etwas unerklärlich Wunderbares. Sollen wir deßhalb, weil ſie uns unerklärlich iſt, nun ſagen, ſie exiſtire nicht? Nein! Das Wunderbare iſt; es verſchönt und verſchleiert roſig die nüchterne Alltäglichkeit.

Ganz ähnlich verhält es ſich mit ſagenhaften Geſchichten. Auch ſie vermögen das Nüchterne eines alten Gemäuers, oder dergleichen, mit einem roſigen Zauberſchleier wunderbar umzugeſtalten; gleichwie die halbverfallenen Paläſte Venedigs, am Tage traurig anzuſehen, durch das weich verſchleiernde Milchlicht des Mondes in alter Pracht und Herrlichkeit erglänzen.

Soweit die Betrachtung nach dieſer tief ernſten Seite hin.

Außerdem kommt noch hinzu, daß die Entſtehung einer Sage häufig aus einer Thatſache, einem wirklichen Geſchehniß entſpringt, welches, wenn ſpäter auch märchenhaft wiedergegeben, doch nicht ſelten ein wenigſtens lokalgeſchichtliches Intereſſe darbietet. Gerade der Sage, und daß man ihr auf den Grund ging, iſt mancher reelle und reale Fund zu verdanken, ſelbſt wenn dieſer nur in der erreichten Erklärung volksthümlicher Redeweiſen oder üblicher Sprüche beſtünde.

Endlich aber ſei noch hervorgehoben, daß uns das Längſtvergangene auch in ſagenhaftem Gewande in manchen Dingen ein Spiegel ſein kann, aus dem wir leſen, ob irgend Etwas bei uns ‚halt beim Alten' geblieben, oder ob und wie wir es ‚zuletzt ſo herrlich weit gebracht'. Hierdurch wird jede Sage zu einem Gemeingut, gleichviel, welchem Lande ſie entſtammt.

Nach dieſen ebenſo eingehenden, als ſicherlich ‚voll und ganz' überzeugenden Darlegungen glaube ich vorausſehen zu dürfen, daß auch Widerſacher ſich beruhigen und mir ‚unentwegt' beipflichten, wenn

ich verſuche, alte und neuere oberlauſitzer Sagen und Geſchichten in eine zu verſchmelzen, alſo, daß wir von dem Wichtigſten der Vorzeit ein Geſammtbild erhalten.

Möge auch dieſer ſiebente Band des „Allerlee aus d'r Äberlauſitz“ dasſelbe Wohlwollen finden, wie es allen ſeinen vorausgegangenen Geſchwiſtern im deutſchen Vaterlande freundlich entgegengebracht worden iſt.

Dresden, im Juni 1894.

Der Verfaſſer.

Erſtes Kapitel.

Das Tellurium des Mechanikers, des Lebens und unſrer Geſchichte. — Mittſcherlich wird Sonne und Uhlemann Trabant. — Wie ſich Beide um den Begriff ‚Vorſpiegelung falſcher Thatſachen‘ ſtreiten und gleichwohl in einer ſolchen Vorſpiegelung einig werden. — Pandekten, Obligationen und Adverbien hängen mit der Poeſie eng zuſammen. — Veritas und phantasma. — Der Schatz im Kirſchauer Raubſchloſſe. — Mittſcherlich wird Fürſt, unterhält ſich mit den Hofleuten und macht Bekanntſchaft mit der Murawa, dem Bludnik, dem Zwerge von Hörnitz, ſowie dem Zauberer von Neſchwitz. —

Die Mechanik hat bekanntlich eine Vorrichtung erfunden, welche höchſt ſinnreich die Bewegung der Planeten um die Sonne veranſchaulicht. Der ſonnige feſte Mittelpunkt iſt ein Kerzenlicht, um welches ſich verſchiedene Weltkörper in verſchiedenen Bahnen als Trabanten drehen. Zugleich werden einzelne derſelben

wiederum umkreiſt oder umellipſt von Nebentrabanten, ſo daß man eine deutliche Vorſtellung von dem wohlgeordneten, großartigen Getriebe unſeres Sonnenſyſtemes gewinnt. Soweit mir bekannt iſt, hat Regiomontan, der große Schüler Peuerbach's, im fünfzehnten Jahrhundert das erſte Tellurium erdacht und gebaut. Seit dieſer Zeit iſt letzteres weſentlich verbeſſert und bekannter geworden, und ſo beliebt, daß die Menſchen ſelbſt in Aktion treten und häufig ein Tellurium darſtellen. Der Mittelpunkt iſt dann am geeignetſten ein reicher Geldprotzen oder ein mächtiger, einflußreicher Mann; die Trabanten ſind entweder unbemittelte oder ſehr ſtrebſame Perſonen, welche den Mittelpunkt geſchäftig umkreiſen und ſchon dafür ganz ergebenſt danken, daß ſie von ihm frei Licht erhalten, gleichviel ob daſſelbe blos von Unſchlitt oder ruſſiſchem Talg herſtammt. Ja ſogar die ganze Weltgeſchichte beſteht aus Tellurien, wenngleich deren Mittelpunkte zu untergegangenen Kometen wurden und fortwährend wechſelten. Ewig iſt nur Einer.

Ganz ähnlich muß auch eine kleine Geſchichte eingerichtet ſein, wenn ſie nach litterariſchen Regeln

möglichſt kunſtgerecht erzählt werden ſoll. Den Mittelpunkt bildet hier ein ‚Held‘, um den ſich mannigfache Ereigniſſe und Perſonen drehen; der wie eine Sonne glänzen muß und doch wie dieſe auch ſeine Flecken haben kann; der Realismus ſagt ‚muß‘.

Einen ſolchen Helden nun für unſeren oberlauſitzer Sagenkranz ausfindig zu machen, fällt mir nicht ſchwer. Auch die Planeten und Trabanten, in unſerem Falle: ſagenumwobene Orte, Geſtalten und Geſchichten, ſind bereits vorhanden, in ſolcher Fülle und zu nicht geringem Theile von ſolchem Werthe, wie ſie in anderen Theilen des Heimathslandes Sachſen nicht vorzufinden ſind. Um daher das Tellurium nicht gar zu komplicirt zu machen, füge ich in das Getriebe nur die hauptſächlichſten Planeten der Oberlauſitz ein, als eine Genoſſenſchaft, als ein Geſammtbild, das uns Heiteres und Ernſtes, Proſaiſches und Hochpoetiſches, Geſchichtliches und Erdichtetes aus einem Zeitraum von etwa 1000 Jahren zeigt. Wenn es hierbei zu einheitlicherer Abrundung und Verbindung nicht ohne meine eigenen Zuthaten abging, ſo wird mir dieſes Niemand als Entſtellung

anrechnen können; läßt ſich doch der Kern jeder einzelnen Sage aus meinen Zuthaten leicht herausſchälen und ermitteln durch die, im Späteren angeführten trefflichen Werke von Peſcheck, Großer, Gräße u. a. m.

Alſo der Held iſt da, iſt ein Bürger der allerneueſten Zeit, — und ſoll nun 1000 Jahre der Vergangenheit durchleben? — Warum denn nicht? Es geht Alles. Hat doch dereinſt ein heidniſcher König des älteſten Jahrhunderts ſein ganzes Leben von 80 Jahren innerhalb 5 Minuten durchlebt, als er im Bade eingeſchlummert war. Wenn ich daher Jemanden eine Stunde lang in gleiche Lage verſetze, ſo kann er über eine $\frac{60}{5} = 12$ mal längere Zeit verfügen, d. i. über 960 Jahre; das genügt. Und jener Bürger unſerer Zeit hat mir ſelbſt erzählt, wie wunderbar er die Sagenzeit ſeiner oberlauſitzer Heimath einſt durchlebt habe.

Seinen eigentlichen Namen Schulze muß ich aus ſchuldiger Rückſicht verſchweigen. Statt deſſen wähle ich das Pſeudonym **Auguſt Mittſcherlich**. Der aber beſaß als Planeten oder Kumpan einen

Freund, deſſen wahren Namen Müller ich aus gleichem Grunde umtaufe in **Uhlemann**. In der Hauptſache wird jedoch erſterer als handelnd und reflektirend auftreten. Geſchieht dies in einer Weiſe, welche hier und da nicht gefallen ſollte, ſo bitte ich, nicht mir dies zur Laſt legen zu wollen, ſondern allein dem Freundespaare Mittſcherlich und Uhlemann.

Wie verſchieden auch dieſe Namen klingen, ſo beſitzen doch deren Träger ungemein viel Ähnlichkeit miteinander. Beide haben den erſten Augenaufſchlag und Erdenſchrei in der biederen Oberlauſitz gethan, noch dazu in der — wie wir ſehen werden — höchſt wichtigen Nacht vom 22. zum 23. Februar. Beide ſind angehende Jünger der Rechtsgelehrſamkeit des ſuperlativreichen neunzehnteſten Jahrhunderts. Beide waren als Muſenſöhne zur Zeit ſich noch nicht völlig klar, ob ſie jenen Zweig des vieläſtigen Lebenserhaltungsbaumes aus platoniſchſter Liebe ergriffen, oder behufs Erwerbung des täglichen Brotes im allerweiteſten Sinne mit den hierzu nöthigen Flüſſigkeiten. Mittſcherlich murrte über ſeine Lage und Zeit;

Uhlemann auch. Beide blickten mit ausgeprägter Unbehaglichkeit auf die ganz niederträchtige Erfindung der Examina; auf die hochgeſchraubte Forderung von Kenntniſſen, von denen an die 80 Procent in der Lebenspraxis doch über Bord geworfen werden müßten; ingleichen auch auf die allzugroße Konkurrenz in der juriſtiſchen Jugendwelt, auf deren Haſten und Strebe=rei, emporzukommen, gleichviel wie.

So war ihnen denn der ſehr nahe liegende Ge=danke gar nicht zu verargen, was große Männer ſie ſein würden, wenn ſie mit all ihren gegenwärtigen Kenntniſſen und Leiſtungen um viele Jahrhunderte früher leben könnten. Welche Ehren und Würden vermöchten ſie da zu erlangen und welche Reich=thümer! alſo, daß ſie alsdann nicht mehr nöthig hätten, ſich mit dem Durchausſtudiren eines Haupt=beſtandtheiles des corpus juris, der Pandekten, herum=zuplagen.

Hiermit ſind denn auch beide Freunde und Studiengenoſſen an einem warmen Sommertage der großen Ferien in der Heimath beſchäftigt, um ſodann auf einige andere heikle Punkte überzugehen; auf

den ſchwierigen Unterſchied zwiſchen Correal- und Solidar-Obligationen; auf den Grund des Neutrumiſirens der weiblichen ‚Erkenntniß‘; auf beſtimmte, oder vielmehr unbeſtimmte Definitionen von juriſtiſchen Begriffen u. A. m.

Namentlich ſchien Herrn Mittſcherlich der eine Begriff: ‚Vorſpiegelung falſcher Thatſachen‘ nicht zu gefallen, denn er ſagte im Laufe des Geſpräches:

„Das Vorſpiegeln vermag ich mir wohl zu denken. Wie aber eine Thatſache falſch ſein ſoll, das will mir nicht in den Kopf.“

„Mir auch nicht,“ entgegnete Uhlemann. „Eine Thatſache iſt ein factum, ein wirklich Geſchehenes; kann ſomit nie falſch genannt werden.“

„Meiner Anſicht nach,“ docirte Mittſcherlich, „iſt dieſer Ausdruck eine contradictio in adjecto, gleichwie ‚falſche Wahrheit‘, oder ‚trockner Regen‘; darum es denn ſchier zu verwundern iſt, daß man ſich ſolchen Widerſpruches immer noch bedient.“

„Im Worte ‚Vorſpiegeln‘,“ meinte Uhlemann, „liegt an ſich noch kein Fälſchen, denn man kann durch Spiegelung auch das wirklich Seiende wieder-

geben. ‚Gefälſchte Thatſache‘ würde ſchon richtiger ſein, oder: „Wahrheitswidriges Bezeichnen einer Sache als Thatſache.“

„Das iſt zu lang, Uhlemann!“

„So!?.“ rief dieſer. „Fällſt auch du in den Fehler unſerer überhaſtenden Zeit, auf Koſten der Richtigkeit abzukürzen? Wenn gedankenloſe faule Menſchen aus Bequemlichkeit ‚Kilo‘ ſagen, d. h. alſo ‚Hundert‘, anſtatt ‚Kilogramm‘, was ſoll man da unter einem Kilo Garn verſtehen? Kilometer oder Kilogramm? Wenn anderweit Mancher nach derſelben Haſt ‚imſtande‘ ſchreibt, ſtatt ‚im Stande‘ — was ſoll da noch —“

„Das iſt etwas Anderes!“, unterbrach Mittſcherlich. „Das ‚im Stande‘ kann man ebenſo adverbial ſchreiben wie ‚keineswegs, keinesfalls‘, das du doch ſonſt ‚keines Falles‘ ſchreiben müßteſt.“

Dieſe Worte erfüllten Uhlemann mit ſittlicher Entrüſtung, welche nicht gering ſein konnte, da er ſich leider ſogar zu Verbalinjurien hinreißen ließ.

„Auguſt!“, rief er grollend; „Du biſt doch ſonſt nicht auf den Kopf gefallen! in dieſem Falle aber

kannibaliſch vernagelt! du magſt mir's übel nehmen, oder nicht. Was heißt ‚Adverbial?' Nebenwörtlich; ein Adverbium: Nebenwort —"

„Das weiß ich wohl!"

„Um ſo ſchlimmer!", fuhr Uhlemann fort. „So machſt du dich mit vollem Bewußtſein auch einer ſogenannten falſchen Thatſache ſchuldig. ‚Keineswegs, keinesfalls', und andere, laſſen ſich wohl adverbial ſchreiben an Stelle des Wortes ‚nicht', oder ‚nein', und können allein gebraucht werden als eine Antwort. Die Worte ‚im Stande' aber bedingen ſtets die Hinzufügung des Zeitwortes ‚ſein', ſo daß ein ganzer Satz, ich bin im Stande' ꝛc. entſteht. Und du willſt beinahe einen ganzen Satz zu einem Nebenwort herabdrücken? Da hört doch Alles auf! Es iſt doch wahrhaftig nicht Alles zur Adverbialbildung geeignet!? Wenn Sprachanarchiſten, jeder nach ſeinem eignen Kopfe, Erfindungen der Art machen, wie imſtande, inderlage, und ſo fort, dann erleben wir es noch, daß ihre partikulariſtiſche Weisheit noch ‚nachmeineranſicht' verlangt oder gar: ‚Ich bin vomkopfbisaufdiezehdie-

kleineluſtigeſalome'. Die Einzel-Willkühr wird immer ärger."

„Das ‚Stande' wird aber klein geſchrieben", behauptete Mittſcherlich hartnäckig.

„Nein, groß!", rief Uhlemann.

„Klein", Mittſcherlich.

— und nun entſtand ein ſo heftig fortgeſetzter Wechſelgeſang von ‚Groß!' ‚Klein!' Groß! — Klein! —, daß Beide heftig zürnend ſich den Rücken zukehrten und jeder an einem anderen Fenſter zornſprühende Blicke in die friedliche, liebliche Natur hinaus ſchleuderte.

Harmonia aber ſenkte betrübt das Haupt und ſeufzte tief auf; denn trauernd gedachte ſie ihrer Herkunft. Entſprungen aus der unglückſeligen Verbindung des kriegserpichten Ares mit der lieblichen Schaumgeborenen, konnte ſie auf Erden nimmer rein erſcheinen, niemals ungetrübt. Eine Thräne der verletzten Harmonie fiel aus deren ſchönem Auge. Darauf aber richtete ſie ihr Haupt getröſtet wieder empor, denn ſie gedachte des großen Wortes des größten Deutſchen, unſeres Bismarck:

‚Es iſt von der Vorſehung gar weislich eingerichtet, daß die Deutſchen ſo häufig mit einander hadern; denn wenn die Kerle einig wären, ſo würden ſie die Welt aus ihren Angeln heben‘. Und das wollte Harmonia nicht; dies widerſtritt den Rückſichten, die ſie ebenſo gut auf andere Nationen zu nehmen hatte. Um aber wenigſtens ihre frühere Stellung zwiſchen den beiden feindlich gewordenen Freunden wieder zu erringen, flüſterte ſie jedem derſelben die Worte in's Herz hinein:

„Ihr Thoren! Ihr ſeid ſo recht das Abbild Eurer Zeit, das iſt: von heutigen Deutſchen! — Von den Parlamenten an bis herab zum friedlichſten gemeinnützigen Verein, ja bis zu zwei Dialogiſirenden, wird die kleinſte Kleinigkeit der Objektivität aufgebauſcht zum erbärmlichſten Gezänk der Subjektivität. Habt Ihr denn alle Scham des Verſtandes verloren? Geht endlich einmal in Euch! — Verſtändigt Euch und klammert Euch fortgeſetzt feſt an das, worin Ihr einig ſeid“.

Dabei ſang Harmonia Jedem ganz leiſe in's Herz eine Melodei, bei welcher, mit Ausnahme der

Socialdemokraten und anderer ſogenannter Freiſinniger, Köpfe und Herzen ſich wieder nähern.

Uhlemann trommelte mit den Fingern den Takt zu ‚Deutſchland, Deutſchland über Alles!‘ auf den Fenſterſcheiben. Mittſcherlich war zu wenig muſikaliſch, um dies zu errathen. Als aber der Genoſſe leiſe zu pfeifen anfing, ward's ihm klar. Auch er trommelte und pfiff. Beide waren vorläufig zu einem Duett verbunden. Nunmehr befahl Harmonia den beiden Freunden, ſie ſollten ſich anblicken und ſo lächeln, wie ſie.

Das geſchah. Und

in den Armen lagen ſich Beide
Und weinten vor Schmerzen und Freude?

— Keineswegs! ſondern: Dieweil heute ein heißer Tag war, weil ferner ein plenus venter — gleich dem des wohlbeleibten Studioſus Mittſcherlich — nicht gern ſtudirt, und oben angezogene, mehrberegte Streitfrage die bei der Hitze billig zu vermeidende Anſtrengung zu vermehren drohte, — ſo ſagte Mittſcherlich auf gut oberlauſitziſch:

„Ach was! Fort mött ſich'n Gedrähne! 's öß

mir zu trocken. Worrln ack lieber a Fläſch'l Wein trink'n und vo wos Angern rädn; vo die ſchönn'n Sag'n vo unſe Äberlauſitz. Die ſein ack ooch anne Virſpiegelung ſarrlſcher Thoatſach'n".

Und damit ging er. Uhlemann war ganz einverſtanden, hörte auf mit trommeln und wagte auch nicht zu widerſprechen, als Mittſcherlich nach Vorſpiegelung von nur einer Flaſche Wein deren vier herbeibrachte.

Nun begann ein verſöhnend ‚Pros't'; dann wieder ein's und noch ein's, um darauf an Stelle des gelehrten Jurisprudenzgeſpräches ein romantiſch poetiſches zu erregen.

„Was?", höre ich hier rufen; „Das iſt doch ein gar zu greller Gegenſatz!".

Ob nun der Gegenſatz gar ſo grell iſt, will ich nicht weiter unterſuchen. Allerdings ſind Rechtsgelehrſamkeit und Sagenromantik Gegenſätze. Aber Gegenſätze *berühren ſich*. Daher darf es uns auch gar nicht wundern, wenn ſolche Juriſten, die zugleich univerſelle Bildung beſitzen, zu Hauſe gern ein angenehmes Steckenpferd reiten, das im Gegen-

ſatze zum engeren Lebensberufe ſteht. Woher käme es ſonſt, daß nicht wenige Juriſten, wie die Schenkendorf, Eichendorf, Reuter, Scheffel u. A. m. zugleich die beſten Poeten waren? Mir iſt ſogar ein tüchtiger Juriſt bekannt, der in ſeinen Mußeſtunden dichtete, komponirte und muſicirte, malte und — die ſchönſten Kunſtmöbel ſchnitzte, resp. drechſelte. Und mit Stolz ſage ich: Er iſt ein Sachſe.

Genau ſo verhielt es ſich mit unſeren beiden Studenten. Sie hätten ſehr einſeitig ſein müſſen, um bei dem Reichthum der Oberlauſitz an anziehenden Sagen dieſe nicht ſchon längſt durchforſcht und gepflegt zu haben. Das war ihr Steckenpferd, das Leben der Vorzeit mit deren Sagen und Geſchichten der wunderlichſten Art. Gleich mir hatten auch ſie ſchon längſt durchforſcht: Des Magister Chriſtian Adolph Peſcheck „Handbuch der Geſchichte von Zittau", — deſſen „Beiträge zur Geſchichte der Ober- und Nieder-Lauſitz", — Samuel Großer's „lauſitziſche Merkwürdigkeiten", — des Dr. J. G. Th. Gräße „Sagenſchatz", u. A. m. Die Freunde ſelbſt hatten mit vieler und warmer

Hingabe manch eine eigene Forſchung unternommen; hatten ſich auch — was ich hinzufüge: — nicht wenig beluſtigt an einem, vom Jahre 1616 herrührenden Werke des Benjamin Schädelbein, enthaltend die wichtigſten Zauberformeln zum Geiſterbeſchwören und Heben verborgener Schätze; einſtmals erhandelt von einem wandernden Jahrmarktsantiquar.

Das Geſpräch begann mit der Beleuchtung des großen Unterſchiedes zwiſchen Sonſt und Jetzt; mit den Gebrechen der nüchternen Gegenwart und dem poetiſchen Zauber der grauen Vorzeit, den ſich die beiden Unzufriedenen in möglichſt günſtigem Lichte ausmalten. Die Unterhaltung ward immer lebhafter, die Phantaſie immer glühender, der Wein immer ſchmackhafter. Eine Stunde ſchon war verſtrichen, da vertieften ſich die Forſcher immer mehr in das Geſpräch, in die verſchiedentlichen Sagen aus verſchiedentlichen Orten, um ſchließlich bei der einen reizvollen Sage über die nahe Ritterburg eingehend zu verweilen.

Und auch Du, geneigter Leſer würdeſt in ihr

Loblied der zaubriſchen Romantik mit eingeſtimmt haben, wenn Du durch das Fenſter auf das unten im Thale reizend gelegene Dörfchen Kirſchau*) herabgeſchaut hätteſt; in das prächtige Spreethal mit ſeinem felsanſtürmenden Flüßlein; auf den ſteilen, vom Fluſſe berührten Felshügel, deſſen Gipfel noch heut manch einen Überreſt einer ſagenumwobenen Ritterburg trägt. Suchſt Du ſie auf, ſo thu es vorſichtig am hellen Tage; denn des Nachts iſt's nicht geheuer. Da ſeufzt und ſtöhnt es ringsumher. Da dröhnt es tief unten, unter der Erde, und manch ein geiſterhafter Klageton wird gehört. Geh weg von dem Geſteine des verſchütteten Brunnens dort! Hier iſt der Schlüſſel zu dem fürchterlichen Geheimniß im Erdinnern! —

„Übrigens halte ich für gar nicht ſo unmöglich", ſagte Mittſcherlich mit bereits unſicherer Stimme, „daß an der Sage von den Schätzen im Innern des Burghügels doch Etwas iſt. Wie leicht kann in dem Brunnen eine verſenkte Kriegskaſſe aus dem

*) cc. 1½ Meile ſüdlich von Bautzen.

dreißig- oder ſiebenjährigen Kriege liegen. Uhlemann! — Wenn wir die hätten — da wären wir — ſchöne raus!“

„Jawohl!“ antwortete Uhlemann, „Und brauchten ſchließlich — gar nicht mehr — zu ſtudiren.“

„Jawohl!“, ſagte auch Mittſcherlich. „Könnte ich doch gleich einmal — um viele Jahrhunderte — zurückleben! — Den Hergang der ſchönen Sagen mit erleben — wie würden mich die Menſchen — anſtaunen — was müßte das für ein Götterleben ſein!“

„Und nun noch die — wonnige Prinzeſſin!“, fuhr Uhlemann inmitten des Leerens der vierten Flaſche fort. „— und die Schätze — die der ſchwarze Ritter ebenſo eiferſüchtig bewacht — wie die Schöne —“

Und nach dem vorletzten Glaſe fügte Mittſcherlich mit lallender Zunge bei:

„Du, Uhlemann! — — wenn ich die — erlöſen könnte — — und die würde meine Frau — und ich kriegte — ihre Schätze —“

„Aber ohne — — Schwiegermutter“, lallte

Uhlemann und legte gleich dem Freunde das Haupt in eine Ecke des bequemen Sopha's. Darauf zwang er ſeine Zunge zu der letzten mühſeligen Bewegung:

„Wir — wollen's — — doch — mal — — — verſuchen."

Und Mittſcherlich endete mit dem Hauche:

„Ich — — mache — — mit", und widmete ſich von nun an Herrn Morpheus ganz und gar. — —

Man ſagt: in vino veritas. Ganz recht! — Aber dieſes edelſte aller Getränke fördert auch das Phantasma zu Tage, regt die Einbildungskraft an und behauptet ſeine Herrſchaft ebenſo im Traume wie im wachen Zuſtand.

Noch immer weilten Mittſcherlichs Gedanken bei den Geheimniſſen des Burghügels. Dahinein zu bringen, war nicht leicht. Er wußte wohl aus den Werken von Gräve, Klar und Gräße, daß nur derjenige Einlaß fand, der in der Nacht vom 22. zum 23. Februar geboren war. Wie wir zu Anfang geſehen, traf dies bei den Freunden zu. Der Be-

dingungen zum Schatzheben gab es aber noch mehr. Der hierzu Erkorene mußte ſich auf die Budiſſiner — jetzt Bautzener — Landſtraße hinter das Dorf Großpoſtwitz begeben, hier einen ſchwarzen Kater, Hahn und eine dito Schlange ſchlachten, das Blut mit Bilſenkrautaſche vermiſchen, hiermit Geſicht und Hände beſtreichen und dann zu Petri Kettenfeier, d. h. am 1. Auguſt, dreimal eine Zauberformel in den Burgbrunnen ſprechen.

Alles das ließ ſich indeſſen doch bewerkſtelligen; auch war morgen der 1. Auguſt. Über die Zauberformel mußten Schädelbeins Annalen Auskunft ertheilen können, und ſo war es auch.

Mittſcherlich begab ſich mit Uhlemann hinter das Dorf Großpoſtwitz, ſchlachtete mit ihm einen ſchwarzen Hahn, Kater und dito Schlange, vermiſchte das Blut mit Bilſenkrautaſche und beſtrich hiermit Angeſicht und Hände.

Nunmehr ging es in dunkler Nacht hinab in's Spreethal und hinauf zur Burgruine mit hochklopfendem Herzen. Hier, im Hofe, liegt der verſchüttete Bronnen. Dreimal ward der umkreiſt,

dreimal genau mit der Zauberformel angeſprochen. Schon beim erſten Anrufe ließ ſich ein unterirdiſches dumpfes Gewimmer hören, darauf ſtarkes Waffengeklirr, Kettengeraſſel und gellendes Gelächter. Als aber das letzte Wort geſprochen war, that es einen furchtbaren Knall. Die Luft verdickte ſich mit Schwefelqualm, und Feuer flackerte aus der Erde, alſo, daß den Freunden der Athem verging und beide bewußtlos hinſanken. — — —

Als Mittſcherlich wieder zu ſich gekommen, ſah er ſich vor einer offenen Pforte, ſo er vorher nie erſchaut hatte. Er ſchritt hindurch und befand ſich bald in einer matt erleuchteten dumpfen Höhle, in deren Mitte ein ſteinerner Tiſch ſtand. Auf dieſem lag ein großes Schwert, daneben ein Helm mit ſchwarzen Federn und goldnem Viſir. Verwundert blickte Mittſcherlich bald um ſich, bald auf die Gegenſtände auf dem Tiſche. Bang vermißte er ſeinen Freund, wollt ‚Uhlemann!‘ rufen, merkte aber, daß ihm die Zunge wie gelähmt war.

Schmerzlich bewegt über den Verluſt des, nach aller Wahrſcheinlichkeit getöteten Genoſſen, und zu-

Zu Seite: 21. —

gleich erſtaunt über die ſonderbaren Räume, ſann Mittſcherlich, was er nun vornehmen ſolle. Plötzlich aber ſtand vor ihm eine bildſchöne Jungfrau mit roſigen Wangen und purpurnen Lippen. Ihr wallendes blondes Haar zierte ein mit Edelgeſtein reich verziertes Diadem. Um den ſchlanken Hals ſchlang ſich eine koſtbare goldene Kette, welche ſich prachtvoll hervorhob auf dem, die ſchöne Geſtalt umhüllenden Gewand von weißer Seide.

War dieſe himmliſche Erſcheinung ein Traumgebilde? — Aber die Liebliche bewegte ſich doch! — Sie ſetzte dem Sprachloſen den Helm auf, reichte ihm das Schwert und flüſterte mit einer Stimme, die wie Muſik klang: „Folge mir nach!“

Das ließ ſich Mittſcherlich nicht zweimal ſagen. Er ſchritt hinter ihr her durch einen langen engen Gang, der nach manchen Windungen endlich in einen, von hohen Mauern umgebenen Schloßhof führte. Auf dieſem ſtand eine hohe ſteinerne Spitzſäule. Hier blieb die ſchöne Jungfrau ſtehen und flehete in leiſem, rührendem Tone:

„Rette mich, edler Jüngling! ſchlage mit dem

Schwerte dreimal an dieſe Säule. Daraus wird ein wilder Rittersmann hervorſpringen. Den bekämpfe wacker. Dem Falken aber, der unten einen eiſernen Keſſel voll Gold bewacht, gieb das Blut desjenigen zu trinken, auf den er ſich ſetzt. Thut er dies mit dem Ritter, ſo bin ich erlöſt.“

Dem erkorenen Retter wurde zwar nicht ganz wohl zu Muthe. Einen großen Schläger auf dem Fechtboden zu führen, war ihm ein Kleines. Zu ſolchem Rieſenſchwerte aber gehörten auch Rieſenkräfte, welche die Kultur des neunzehnten Jahrhunderts weggeleckt hat. Nur den Muth hat ſie übrig gelaſſen, und dieſer, wie auch die Sehnſucht nach dem Beſitze der ſchönen Jungfrau, welche — nämlich die Sehnſucht — von der Kultur ebenfalls nie weggeleckt worden iſt, gab dem Studioſus außergewöhnliche Kraft. Ohne Bedenken ſchlug er an die Säule, daß es Funken ſprühte. Die Säule ſtürzte. Aus ihrem Fundament hob ſich der Keſſel mit dem Vogel empor, einem Falken der gewöhnlichſten niederen Art. Da ertönte der Keſſel plötzlich.

Der furchtbare ſchwarze Ritter erſchien und drang auf Mittſcherlich ein.

Nunmehr begann ein wilder verzweifelter Kampf mit dem Ritter. Mittſcherlich parirte meiſterlich und verſetzte ſeinem furchtbaren, überlegenen Gegner auch eine ganz vortreffliche Hochquart, alſo daß — nicht blos ein Meſſerſchnitt für 5 Mark von Barbiers-hand entſtund, wie einen ſolchen die muthigſten Leute ſich als Renommirſchmiß verſetzen laſſen, ſondern eine wirkliche regulär klaffende Wunde. Doch ſchien es, als ob der Fürchterliche unüberwindbar ſei. Dieſer drang wuthſchnaubend von Neuem ein, ſo mächtig, daß dem Studio die Kräfte erlahmten. Unbedingt wäre er verloren geweſen, wenn er ſich nicht auf den Falken beſonnen hätte. Um dieſen günſtig zu ſtimmen, machte er es wie die Oeſterreicher, welche aus großer Höflichkeit einen Leutnant mit ‚Herr Hauptmann‘ anreden, einen Bürgerlichen mit ‚Herr von —‘, einen Volksſchullehrer mit ‚Herr Profeſſor‘, eine Kellnerin am Ausgehtage ‚Gnäd’g Fräul’n‘; die ſich dem Grubenräumer ſogar als deſſen servus, d. i. Sklavendiener, empfehlen. So

ließ auch Mittſcherlich den niederen Falken zum edelſten Goldadler avanciren, indem er rief:

„Edler aquila chrysaëtos! ſetz dich doch Allergnädigſt“ — denn dieſes Wort mußte zu jener Zeit bei großen Herren groß geſprochen werden — „ein Bischen auf den ſchwarzen Ritter!“

Der geſchmeichelte Raubvogel that ſofort, was Jener gewünſcht; er hackte den Ritter ſogar Da gingen dieſem die Kräfte aus. Schon nach zwei Streichen ſank der Wilde entſeelt, Mittſcherlich ohnmächtig zu Boden, als ein heftiger Donnerkrach ertönte. —

Nach dieſem gewaltigen und folgeſchweren Ereigniſſe mochte längere Zeit verſtrichen ſein, ſich auch Manches verändert haben; denn als Mittſcherlich, wieder zu ſich gekommen, wie im Schauſpiel träumeriſch ausrief: „Ha, wo bin ich?“ — und die Stimme der entzückend ſchönen Jungfrau ſüß flötete:

„Heil dir, edler Jüngling! du haſt mich aus langem Banne erlöſt, alſo, daß dir mein ganzes Schloß zu eigen wird, nebſt all ſeinen Schätzen und was dazu gehört.“

— Da ſah ſich Mittſcherlich verwundert um. Er befand ſich in einem prachtvollen Saale von eitel Marmor, Gold, Silber und Edelgeſtein. Der Fußboden war mit hellglänzendem Aluminium belegt, die Decke aus blinkenden Platinſpiegeln und alles elektriſch erleuchtet. — — —

„Halt!“, wird hier wohl Mancher mir zurufen; „Wie kannſt du einen ſolchen lapsus begehen und die elektriſche Beleuchtung, das Kind der Neuzeit, ſchon im neunten Jahrhundert beſtehen laſſen?“

Nur gemach, junger Mann! ſchon in den urälteſten Zeiten hat es Erfindungen gegeben, die im Laufe von Jahrhunderten verloren und vergeſſen worden waren, und in der neueren Zeit von Neuem wieder gemacht worden ſind als etwas Neues. ‚Es iſt Alles ſchon dageweſen‘. Die Chineſen haben bereits 2700 Jahre vor Chriſto die Geſetze der Muſik erdacht, vor Urzeiten das Pulver erfunden; wir erſt im Mittelalter. Und gegenwärtig giebt es genug nörgelnde Leute, die es gar nicht erfunden haben. Jene Beleuchtung im Kirſchauer Zauberſchloß iſt ſonach durchaus nicht anachroniſtiſch. —

Der muthige Retter ſprang ſchnell von ſeinem koſtbaren Lager auf, blickte erſtaunt um ſich und zum gedoppelten Fenſter hinaus. Sonderbar war die Ausſicht. Da befand er ſich wohl auf dem Kirſchauer Burghügel, aber in einem ſchönen großen Schloſſe. Auch die Spree floß bereits unten im Thale, — leider nicht ſchmutzig, wie wir's heute der Intelligenz zu verdanken haben, ſondern höchſt unintelligent klar und hell; — ſonſt aber war Alles anders; wilder Wald voll Bären, Luchſen und Wölfen ringsumher, wo heute Mühlen klappern und freundliche Dorfhäuschen ſtehen.

Nachdem ſich Mittſcherlich in die neue uralte Lage gefunden, beſann er ſich auf die Worte der holden Jungfrau, welche erröthend vor ihm ſtand. Da erfaßte ihn unbeſchreibliche Wonne der Liebe! Da bebte ſein Herz vor Entzücken, und überwältigt von der Schönheit und lieblichen Anmuth verbeugte er ſich und ſagte:

„Hochgeehrtes, hochgebornes Fräulein Prinzeſſin! Durchlauchtigſte Hoheit! — Wenn ich auch ſämmtliche Schätze der Welt hätte, ſämmtliche Schulden der

civiliſirteſten Staaten als poſitives Vermögen — was wären ſie mir ohne Sie? Nach Gräve, Klar und Dr. Gräße ſoll der Erretter ebenſo Hand und Herz der lieblichen Erlöſten erhalten. Sagen Sie, Hoheit! ſtimmt das?"

Die ſchöne Prinzeſſin mocht nicht Alles verſtanden haben. So viel aber lehrte ihr der weibliche Inſtinkt, daß der junge Mann ſie minnete. Sie zauderte keinen Augenblick, reichte ihm ihre Hand und ſagte mit Schmelz:

„O Mittſcherlich! wen anders als dich, meinen Erretter, könnte ich jemals lieben?"

Berauſcht von ſeinem Rieſenglücke, umſchlang Mittſcherlich die Wonnige und drückte ihr den erſten Kuß auf die Lippen, die ſo ſchön kirſchroth waren, daß hiervon wohl auch der Name ‚Kirſchan' entſtanden ſein mag. ‚Berauſcht', ſagte ich; denn früher vermählten ſich Prinzeſſinnen eigentlich nur ſtandesgemäß und nicht mit ſimplen Rittergutsbeſitzern, Doktoren und Gelehrten der bürgerlichen Kreiſe. Auch Mittſcherlich mocht denken, daß ſeine Vermählung nach den Vorgängen ſeines Jahrhunderts ſtreng ge-

nommen durchaus nichts Außerordentliches ſei. Ebenſo war er als Juriſt gewöhnt, ‚zur Sache‘ zu ſprechen und nicht blos ‚zur Perſon‘, daher frug er vorſichtig:

„Sprich, du Einziggeliebte! lebt deine Frau Mutter noch?“, ſagte er.

„Nein, Geliebter!“, ſagte ſie.

„Und ſpielſt wohl auch nicht Klavier?“, ſagte er.

„Was iſt denn das?“, ſagte ſie und ſchaute ihn ſo unſchuldig und verwundert an, wie Gretchen ihren Fauſt.

Jetzt erſt merkte Mittſcherlich, der ſich noch nicht in die Zeit um das Jahr 860 finden konnte, das Thörichte ſeiner Frage, da man doch hier noch Nichts von Klavieren wußte, ſelbſt die Chineſen nicht. Bezaubert von dieſer wonnigen Unkenntnis der Verlobten, ſagte er darauf, wie Mephiſtopheles zu Gretchen:

„Du gut's unſchuldig Kind! — — Nun biſt du mein! und keine Gewalt der Erde ſoll dich von meinem Herzen reißen, du liebliche — — wie nenneſt du dich?“

„Juditha!“, flüſterte ſie

„O wie ſchön!“, rief da der Glückliche mit wachſender Begeiſterung aus. „Der Name läßt ſich nicht leicht verſtümmeln. Die Mütter meines Jahrhunderts ſind hirnverbrannt genug, die ſchönſten und herrlichſten Namen, wie: Margaretha, Eliſabeth, Rudolph, Wilhelm, zu Gerti, Eli, Rudi, Willi, zu verhunzen. Du aber bleibſt ‚unentwegt‘ und ‚voll und ganz‘ meine Juditha!“ —

Hier ward er unterbrochen. Eine liebliche Muſik ertönte. Wenngleich Mittſcherlich nicht muſikaliſch genannt werden konnte, und es höchſtens zu einigen Kneipliedern gebracht hatte, ſo war er doch noch zu ſehr Kind ſeiner Zeit, in welcher Etwas ſo lange behauptet wird, bis man es gaſtlich in ſich aufnimmt, wenn's auch nichts Beſonderes iſt. Musicam tractate audacter! semper aliquid haeret. — So erkannte er denn auch aus dem wonnigen Getön ſofort das Intermezzo aus der Oper ‚die Bauernehre‘; denn auch dieſes hatte ſich lange behauptet; hatte er einſt in allen Theatern, in allen Familien, in allen Militär-, Civil- und Wohlthätigkeits-Konzerten, in allen mit Klavieren behafteten Reſtaurants auf

Bergen, in Thälern und Klüften, in Städten und ſtädtiſchen Dörfern, kurz an allen Ecken und Enden Sachſens wohl tauſendmal je nach dem Orte geigen, klimpern, blaſen, dreſchen, leiern, zithern und pfeifen gehört, alſo, daß nun doch einigermaßen Etwas hangen geblieben war. Erkannte er doch — wie den Vogel an den Federn — das Intermezzo ſofort an dem leichtbeſchwingten „di di di die, di di di die, di di di d a a=i, die die“.

Entzückt lauſchte der junge Verlobte der köſtlichen Melodei. Wie groß aber erſt ſollte ſein Erſtaunen werden, als er ſah, daß der Saal — gleich den heutigen öffentlichen Tanzſälen für arme Fabrikmädchen, Cigarrenwickler und Schornſteinfeger — immer prunkvoller und größer ward. Darauf füllte ſich die mächtige Halle mit vielen Rittern, ſchönen Frauen, und einer großen Menge Volks, das ihm zujubelte:

„Heil, Heil unſrem vielliebenden Fürſten Mittſcherlich! Allheil, Heil, Heil in unſrem Heim!“

Anfänglich fühlte ſich Mittſcherlich durch das unvermeidliche ‚Heil!‘ unangenehm berührt. Er glaubte, lauter Radfahrer vor ſich zu haben, deren,

dem biederen turneriſchen ‚Gut Heil!‘ nachgeäfftes ‚All Heil!‘, welches ſpekulative Schänkwirthe mit dem Zuſatze ‚Radfahrerſtation‘ auf ihre Firmen ſchreiben, ihm weidlich zuwider war. ‚Mit demſelben Rechte‘ — überlegte er — ‚könnten auch die Droſchkenkutſcher ſolchen Zuruf einführen; denn auf die Zahl der Räder, ob 2, 3, oder 4, kommt es doch wahrlich nicht an. — Und ‚Heim!‘? Dieſes ſchöne Wort für die traute Heimath, im Gegenſatze zur Fremde, erdreiſtet man ſich, jedem Gebäude anzuheften, worin erpichte, ſtreitſüchtige Skater, luſtige Kegelſchieber, luftige Sonntagsreiter u. A. m. zuſammen kommen.‘

Nun aber ſolcher Gedanken Fülle Zeit erfordert und Mittſcherlich während derſelben bewegungslos daſtand, glaubten die Anweſenden, noch einmal huldigen zu müſſen:

„Heil! Heil dem neuen Fürſten unſerer Lande!“

Dieſer Ruf, ſowie ein Blick auf die ſonderbar gekleideten Unterthanen, mahnten ihn endlich: ‚Jetzt mußt du unumgänglich Etwas erwidern‘. Er gab ſich Mühe zu einem ernſten fürſtlichen Anſehen, was

ihm auch ſo ziemlich gelang, denn er war Präſes einer Couleurverbindung.

„Kommilitonen!“, rief er in die Menge; „ä — — ä — — Mitbürger! — — ä — Untertanen! — Nachdem es Mir gelungen, hier Meine ebenſo ſchöne, als rei —“, hier wollte er ſagen ‚reiche‘, beſann ſich aber ſchnell und fuhr fort: „rei=zende und ge=liebte Prinzeſſin=Braut zu erlöſen, und nachdem Ihr Mir, als Eurem angeſtamm — ä — angeheirateten Fürſten Euere Huldigungen dargebracht, ſo danke Ich Euch Allergnädigſt dafür. Es ſoll die Aufgabe Meiner Regentſchaft ſein, die perſönliche Freiheit tunlichſt zu wahren, meine Räte möglichſt wenig Verordnungen und Regulative erlaſſen zu laſſen, die Steuern und Militärlaſten tunlichſt zu verringern, den Spiritus nicht mehr mit Kampfer, ſondern mit Petroleum zu denaturiren, vor Allem aber: Die Überbürdung der ſtudirenden Jugend ganz aufzuheben, und dafür den geſunden Menſchenverſtand durch Geiſtesruhe tunlichſt zu ſtärken. Hierauf werde Ich beim Hochzeitsmale einen urkräftigen Salamander reiben. Schon jetzt aber rufe Ich Euch zu: Vivat,

floreat, crescat Ackerbau und Viehzucht! Denn daraus beſteht ja, wie Ich inderlage war, im Kolleg über das neunte Jahrhundert zu hören, hauptſächlich Euer Beruf.“

Die große Menge ſchien ihn nicht verſtanden zu haben, vielleicht, weil Mittſcherlich der neuen Falſo — ä — Orthographie gemäß geſprochen hatte. Sie glotzte den neuen Fürſten dumm an und blieb thunlichſt ſtumm.

Nunmehr hielt Mittſcherlich Cercle. Eigentlich ‚Zirkel‘. Weil aber die Mehrzahl im ‚Volke‘ Zerkel ſagt, und das Franzöſiſch noch milder klingt, ſo mag es bei jenem Worte bewenden.

Für Jeden hatte der Fürſt huldvolle Worte; am meiſten für die ſchönen Hofdamen, deren Tracht ihm ungemein gefiel. Wie anmuthig waren die Bewegungen des freien Halſes und der weißen Arme! wie graziös umhüllten die bis zum Fußknöchel reichenden Gewänder die ſchlanken und doch kräftigen Geſtalten.

„Bei uns zu Hauſe“, ſagte er zu einigen der jungen Damen, „wird man in der Mode von Monat

zu Monat immer verrückter. Unſer Herrgott hat ſein Meiſterſtück, den Menſchen, ſo ſchön geformt! und doch geben ſich die Weiber meines Jahrhunderts unſägliche Mühe, jenes Meiſterſtück zu verunſtalten. Sie tragen für gewöhnlich hohe Militärkragen um den hierdurch gelb und grau gewordenen und verwöhnten Hals, um dafür in feiner Geſellſchaft durch beträchtliche Dekolletage ſich zu erkälten. Die ſchön runden Achſeln und Arme umſchließen koloſſale und hohe Puffärmel, ſodaß ſo eine Modenärrin ausſieht wie die ſächſiſche Schweiz: Links der Lilienſtein, rechts der Königſtein, in der Mitte des Geſichtes der Kuhſtall oder gar das Prebiſchthor, mit einer erklecklichen Anzahl falſcher Zähne".

Ein ſchallendes Gelächter der edlen Frauen unterbrach ihn, worauf eine von dieſen ſagte:

„Fürſtliche Gnaden! Das iſt gar vergnüglich anzuhören, alſo, daß wir dich bitten, noch mehr zu erzählen, wie man ſich in deinem merkwürdigen Jahrhundert kleidet".

„Kurzum", fuhr der Fürſt fort, „ſie haben fortwährend ein ganzes Gebirgspanorama an ſich; erſt

den Rieſengebirgs-Reifträger der Crinoline; dann hinten den hohen Aufbau des Ziegenrückens; jetzt auf den Achſeln Felskegel. Schön braucht es gar nicht zu ſein, wie man ſich kleidet; wenn's nur **recht auffällt.** Keine von den Aeffinnen hat Geſchmack; nicht im Geringſten verſtehen ſie, ſich geſchmackvoll zu kleiden. Zerrbilder, lächerliche Karikaturen ſtellen ſolche hirnarme Geſchöpfe dar, und die Waſchlappen von Ehemännern dulden es!" —

„Aber woher kommt denn das!?", frug eine Hofdame höchlichſt verwundert.

„Das will ich Euch erklären", fuhr Mittſcherlich fort und redete ſich immer mehr in ſeinen Zorn hinein. „Da findet irgend ein Frauenzimmer in Paris, das in Geſellſchaft tonangebend iſt, daß es doch gar zu ſchmalbrüſtig, der Hals zu mager ſei. Sie läßt ihren Ober-Leibſchneider kommen und befragt ihn um Abhülfe. „Nichts leichter wie dieſe, Madame!", ſagt der Mann. „Was die Natur ſtiefmütterlich behandelt hat, muß durch Kunſt verbeſſert werden. Sehen Sie? So!" — und nun macht er ihr ein Paar große Puffärmel zurecht, auf daß es

ausſieht, als habe ſie eine ſtattliche, zu ihrer ſonſtigen Figur paſſende Schulterbreite. Und wahrhaftig, es ſieht auch gut und geſchmackvoll aus, und gefällt. Die dicken und breitſchultrigen Franzöſinnen hüten ſich aus Geſchmack, dies nachzumachen. Bei den mageren ſchmalen Langen aber wird es Mode, **weil** es gut kleidet, d. h. weil es nunmehr die dürftigen Körpertheile normal erſcheinen läßt. Nun hören die guten, häuslichen deutſchen Hausfrauen durch die Modejournale: ‚In Paris trägt **man** jetzt große Puffärmel und Militärkragen‘. Dieſes verfl. . . . Man!“, wetterte Mittſcherlich weiter. „Denn nun trägt man in Deutſchland ſchleunigſt auch Militärkragen und mächtige Puffärmel; ſie Allemiteinander tragen ſie: Die Großen, wie die Kleinen; die Fetten, wie die Magern; die Breiten, wie die Schmalen — weil **man** jetzt ſo geht, weil es Mode iſt; gleichviel ob die, welche wegen ihrer großen Breite ſich klug auf Verſchmälerung hin kleiden ſollten, nunmehr möglichſt ungeſchlacht wie die Plumpſäcke ausſehen. Da klagen die Weiber, daß ſie die Unterdrückten ſeien! und dulden doch

willig ihren tollſten Tyrannen, dieſes ‚man‘. Meinetwegen mag man Veränderungen in der Tracht vornehmen! aber nur anſtändige und vernünftige! und nicht aller Jahre, oder Halbjahre! So aber heißt es: Man trägt jetzt das Hintertheil vierfach dick aufgebauſcht — man hat jetzt Schulterkragen mit 20 Falbeln — man benutzt jetzt nur große unförmig zuſammengequetſchte Hüte — man trägt jetzt gar keine — man trägt ſich heute hoch — man geht morgen in ausgeſchnittenen Kleidern — man trägt jetzt Crinolinen — man trägt jetzt ganz enge Röcke. — — Und beim Herkules! wenn es hieße: man trägt jetzt gar keine Kleider — ſie machten es Alle nach. Hieße es aber: man trägt ſich jetzt einfach und beſcheiden — man hält auf gute Häuslichkeit — man iſt jetzt am rechten Orte ſparſam — dann würde es Keine nachmachen, denn dieſem man gehorchen ſie ſklaviſch nur in ſolchen Sachen, zu denen die charakterloſen Weiber Luſt haben. Und da beſchweren ſie ſich noch, daß die Männerwelt dem Heirathen immer mehr abgeneigt wird! — Da denken ſie nicht daran, wieviel Elend

in der Welt gelindert werden könnte durch die Koſten ſo manchen Plunders!“

Mittſcherlich ſprach ſich dermaßen in die Hitze, daß er zur Beſchwichtigung eines kräftigen Trunkes kühlen Weines bedurfte. Die edlen Frauen hatten erſtaunt kopfſchüttelnd zugehört und einige von ihnen darauf gefragt:

„Sind denn alle, alle ſo, wie du geſchildert?“

Und der Fürſt fuhr etwas gemäßigter fort:

„Na! mag es auch Ausnahmen geben! warum nicht! Aber die ſind zu zählen. Und außerdem — — Ich habe eine hochverſtändige, feine, und geſchmackvolle Dame gekannt, welche rühmlich erhaben über den verwerflichen Narrheiten ihres Geſchlechtes ſtand. Als ich ihr einſt meine Freude und Hochachtung darüber zu erkennen gegeben, daß ſie ſich dem ſklaviſchen Modejoche nicht beuge, dankte ſie mir geſchmeichelt und — nach acht Tagen trug ſie Puffärmel, wenn auch ganz kleine. Sie ſah meine Verwunderung und ſagte — ohne daß ich nur ein Wort darüber verloren hätte —: ‚Ich bin gewiß keine Sklavin der Mode; aber ein Bischen muß man ihr doch

gerecht werden'. — Na, da habt ihr eine ſolche Ausnahme! — Einer Frau kann ich mich doch entſinnen, — und gewiß ſteht ſie hiermit nicht allein da —, welche edel, geſchmackvoll und in Folge deſſen einfach gekleidet blieb, und natürlich gegen die Modenarren ſehr abſtach. Da hieß es freilich: „Nein, wie die geht!“ — und: „Seht nur dieſe Schlumpe!“ und Keine dachte daran, daß erſt vor zehn Jahren das ‚Schlumpiggehen‘ allgemeine Mode war. Jene Frau kümmerte ſich nicht darum. Sie war die verſtändnißvolle Gemahlin eines Künſtlers. Sie war ein echtes deutſches Weib voll edler Gemüthstiefe. Sie war eine demüthige, echte Chriſtin!! — Das wollen ſie Alle ſein. Welche aber mit hirnverrückten Ausſchreitungen der Kleidung — denn um ſolche überhaupt handelt es ſich, nicht bloß um die Rieſen-Puffärmel, — in die Kirche geht, von der weiß ich ſofort, wie es um ihr Chriſtenthum ſteht; faul, faul! oder auch gar nicht. Welche nun gar ihren Leib — in dem verrückten Wahne, es ſei ſchön — ſo feſt zuſammenſchnürt, wie der Wespenleib beſchaffen iſt, von der hab ich nun gar genug.„

„So Etwas thut man?“, rieſen mehrere Jungfrauen entrüſtet; „Pfui, wie häßlich!“

„Können ſie denn da eſſen?“, frug ein holder Backfiſch.

„Vermögen ſie denn ſo Athem zu holen?“, wollet eine Andere wiſſen.

„Zur Noth!“, entgegnete Mittſcherlich. „Sobald ſie aber laufen oder tanzen, dann freilich trifft nicht Wenige ein Herzſchlag zum Tode.“

Juditha, ohnehin erſtaunt über die Kraft ſolcher noch nie gekannten Rede, noch mehr aber über ſo heilloſe Zuſtände eines ihr ganz fern liegenden Jahrhunderts, frug darauf mit Beſtimmtheit:

„Nun, mein Gemahl! da wird doch ſo gräßliche Einrichtung natürlich allſogleich abgeſchafft?“

„Nein, Geliebte!“, entgegnete jener, „es wird fortgeſchnürt, weil ſolche Weiber an Leib und Seele allen Halt verloren haben, und es wird fortgeherzſchlagt, weil ſie zu dumm ſind und ſogar ihre Töchter ſchnüren, wenn ſie noch in die Schule gehen“.

Da trat eine edle Frau hervor, richtete ſich hoch auf und ſagte mit ſonderer Betonung:

„Wie unverantwortlich von den Müttern!“

„Das iſt das rechte Wort!“, fiel der Fürſt ein. „Sie können es vor dem Herrgott nicht verantworten, dem ſie dereinſt Rede ſtehen müſſen. Wenn bei uns ein Arbeiter in Folge zu ſchwacher Konſtruktion eines Gerüſtes mit dieſem herabſtürzt und ſich verletzt, ſo muß der Baumeiſter gehörig blechen, und wird ſtreng beſtraft, ſobald der Mann an den Verletzungen ſtirbt. Wenn aber eine Mutter zuläßt, daß die Tochter ſich eng ſchnürt, und dieſe wird hiervon krank, oder gar von einem Herzſchlag ereilt, ſo wird die Mutter nicht beſtraft. Hätte ſie ihrem Hunde den Leib zuſammengeſchnürt, alſo, daß er verendet, dann allerdings wäre ſie wegen Thierquälerei geſtraft worden.“

„Das verſtehe ich nicht“, ſagte eine der Frauen.

„Ja, ich auch nicht“, ſetzte der Fürſt hinzu und wandte ſich an Juditha, die ihm die Hand auf die Schulter legte und frug:

„Mein Gemahl! Du ſpracheſt des öfteren von Mode. Sag an, was iſt dies?“

„Mode? — Das iſt nichts Anderes als ein

wechſelnder, zufälliger Zeitgeſchmack. Niemand weiß, wer die Mode macht. Sobald aber etwas Neues erſcheint, gaffen es Andere an und nehmen es charakterlos an und auf wie die Affen; gleichviel, ob Sinn und Verſtand darin liegt, ob nicht. Und hierin ſind nicht wenige Männer ebenſo ſchlimm, wie Weiber in den Kleidermoden. Statt den Hals durch Freitragen gegen Krankheiten abzuhärten, umſchließen ſie ihn mit hohen weißen Binden; von den Darwin'ſchen Gigerln ganz zu geſchweigen. Bei uns muß Alles ‚modern' ſein, das iſt: Vergänglich zeitgeſchmacklich, je nach der zufälligen Windrichtung. Man hat moderne Malerei, moderne Muſik; man modelt ſogar an alten, unumſtößlichen Wahrheiten, beſchneidet das Chriſtenthum an allen Ecken und Enden, ſetzt ihm große, hohle Puffärmel an, ſchnürt ſeinen Kern eng zuſammen, und bringt ſo eine Art von Strohpuppe fertig, vor der nicht Wenige niederknien, die ſie anbeten wie ein goldnes Kalb, weil es eben — modern iſt, und modern: Modern zu ſein. Wird eine neue Wahrheit beweißkräftig zu Tage gefördert, ſo kann man ſich nur freuen; denn

der menſchliche Geiſt ſoll und darf nie raſten, wenn er nicht roſten will. Wie man es aber jetzt treibt, ſo glaube ich, noch erleben zu müſſen, daß ſich die ebenſo alberne als tyranniſche Modernitätsſucht ſogar noch an die Mathematik machen und eines ſchönen Tages dekretiren wird: Nach moderner Auffaſſung iſt 2 mal 2 gleich 5."

Hier mußte Mittſcherlich abbrechen. Einer der Edlen ſagte zu ihm:

„Fürſte! Deine Rede iſt ſcharf wie ein Schwert und höret ſich an, dieweil Kraft darin iſt. Doch wolle auch die Männer huldvoll begrüßen, die deiner harren."

„Ja, guter Mann", entgegnete Mittſcherlich, „ſolche Übel darf man nicht mit Glaçehandſchuhen anfaſſen. Übrigens haſt du Recht! ich will mich auch den Andern widmen".

Dies erwies ſich auch als nothwendig. In der Menge war eine auffällige Bewegung der Männer entſtanden, denen das allzu ausgedehnte Geſpräch über Mode und deren Ausſchreitungen unverſtändlich und darum langweilig wurde. Nunmehr wandt ſich der Fürſt an die Ritter und das Volk.

Die Vornehmen unter den erſteren waren nach damaliger Art ritterlich und koſtbar gekleidet. Unter den Niederen aber traf der Fürſt eine nicht geringe Zahl halbnackter Geſtalten. Und keine einzige Frau fand hierin etwas Anſtößiges. Verwundert lächelnd frug er einen dieſer Halbadams:

„Pudor's Nacktheitsbroſchüre geleſen?“

Das ſollte jedenfalls ein fürſtliches Witzchen ſein. So ſchien man es auch aufzufaſſen, wenngleich kaum anzunehmen iſt, daß dieſe Geſellen, wie überhaupt ſonſt Jemand, Etwas hiervon verſtanden. Der Mann feixte und Jeder, der es gehört. Nun galt es, auch den Männern zu bekunden, daß er ein Herz für ſie und ihre Angelegenheiten habe. Faſt Jeder erhielt ein Paar huldvolle Worte, auch der niedere. Hier klopfte er gnädig einem ſchlichten Bauer auf die Schulter und ſagte:

„Ja, alter Freund! S t a l l m i ſt iſt die Hauptſache“.

Dort frug er einen beſſer gekleideten:

„Füttern Sie a u ch mit Branntweinſchlämmpe?“

Und ſo ging kaum Einer leer aus, alſo, daß die Menge, die ihn gar nicht verſtand, aber doch an

der Art zu ſprechen ſeine fidele Huld merkte, ganz begeiſtert ward. Wie oft iſt ein Volk ſchon mit Wenigem zufrieden.

Die Runde machte Mittſcherlich erſchöpft, alſo, daß er dachte: ‚Es iſt doch nicht ſo leicht, ernſtlich Fürſt zu ſein; für Alle ein gut ehrlich Wort zu haben und genaue Kenntniß von der Lage und den Bedürfniſſen der Unterthanen des Landes‘. Doch durfte er ſeine Ermüdung nicht merken laſſen, ſonſt hätte er zu jener Zeit, wo die rohe Kraft noch herrſchte, nicht für den Mächtigſten gegolten.

Um ſo erfreuter begrüßte er nunmehr den Beginn des Hochzeitsmahles. Das war gar reich ausgeſtattet mit ſeltenen koſtbaren Speiſen und Getränken, ſo jeder Tiſchgaſt auf einem Speiſezettel verzeichnet fand, zu deutſch ‚Menü‘. Auch Tafelmuſik gab es. Die aus Rohrflöten und trommelartigen Gefäßen beſtehenden Muſikinſtrumente ließen gar munter Meyerbeer's ‚Schwur und Schwerterweihe‘ ertönen; darauf den — um modern zu ſchreiben — ‚Anderſchönenblauendonauwalzer‘; ſodann: das zu Thränen rührende, gar nicht leierige

Lied von Abt: ‚Wenn die Schwalben heimwärts ziehn‘, das unſeren Mittſcherlich an das Abtdenkmal in Braunſchweig erinnerte, an welchem man jene großartigſte Tonſchöpfung der Welt ſo ſinnig und ganz richtig durch Schwalben dargeſtellt hat. Auf die Hauptſache, das Heimwärts ziehn, wie es der Textdichter betont, kommt ja gar Nichts an.

Bei'm Verzehren eines Hechtes mit iſraelitiſcher Karpfenbrühe ward aus Meyerbeers ‚Robert der Teufel‘ die Stelle zu Gehör gebracht, welche die chriſtliche Auferſtehungslehre ſo wunderſchön darſtellt, indem den Gräbern entſteigende, vermummte Leichen ſich ſchließlich als kurzgeſchürzte Balletmädchen entpuppen, die ganz munter und fidel zwiſchen den Grabhügeln herumſpringen. Auch Theile der Opern ‚der Prophet‘, ‚die Hugenotten‘ und Andres mehr, was ganz zufällig die geſchichtlichen Schandflecken der Chriſten darſtellt, wurden zu Gehör gebracht.

Die verſammelte Menge der Tiſchgäſte ſchrie denn auch regelmäßig und einſtimmig ein dröhnendes Bravo nach dieſen ſo beliebten Stücken, trotzdem, daß ſich unter jenen auch eifrige Antiſemiten be-

fanden. Dies mißfiel dem neuen Fürſten. Schon wollte er laut ausrufen: „Pfui Spinne! Wenn es ſich um den Geldpunkt handelt, da ſeid Ihr gleich bereit, die Juden zu verdonnern. Sobald Euch aber ein Jude ſeinen Hohn über Chriſten und Chriſtenthum in der Zuckerdüte der Kunſt zu koſten giebt, da ſchreit Ihr gleich Bravo.“ Indeſſen hielt er dieſen gewiß ebenſo grundloſen als auch mit dem Kater der öffentlichen Zuſtände nicht übereinſtimmenden Vorwurf zurück, indem er ſich ſagte: ‚Es ſind ja Heiden, die ich vor mir habe. Chriſten würden zu ſolchem Gemächte, mag es auch noch ſo beſtrickend klingen, ſicherlich niemals Bravo ſchreien‘.

Immerhin hatten etliche Hofbedienſtete auf der fürſtlichen Stirn finſtere Falten bemerkt. Ohne alle Servilität und nur dem Drange ihres Herzens folgend, geboten ſie daher den Muſikanten, andere Tonſtücke vorzutragen. Und dieſe ſpielten die Melodei zu: ‚Unſer Kater hat die Raude‘. Das verbeſſerte die Stimmung ganz weſentlich. Auch rief die Wirkung des in Strömen fließenden Weines endlich von den langweiligen, ernſten Betrachtungen ab. In

Mittſcherlich begann ſogar ſeine eigentliche, die fidele Studenten-Natur zu prickeln. Er wandte ſich an einige der munterſten Ritter und trank ihnen zu: „Ritter Buttig von Eckardsberg, ich komm dir en Fetzen!“ — oder: „Kohl von Neſchwitz, dein Specielles!“ — Doch die liebliche Juditha mahnte ſanft, daß es nicht wohlgethan ſei, hörigen Vaſallen zuzutrinken. Da nahm ſich Mittſcherlich zuſammen. Indeſſen wollt ihm der vielfache und fortwährende Zwang der Hofetiquette, den er ſich als Fürſt auferlegen mußte, gar nicht recht gefallen. Er hatte ſich die Sache ganz anders vorgeſtellt und geglaubt, Fürſten ſeien die freieſten Menſchen. Und nun ſah er, daß ſein eigentlicher Berufskreis vielmehr Freiheit zuließ, als der fürſtliche. Zuletzt ward er ſogar wehmüthig geſtimmt. Beinahe wäre er bei dem Rufe: „O Uhlemann!“ in Thränen ausgebrochen. Aber auch dies durfte er nicht thun. Als ihn nun nach dem Mahle noch dazu nach einer Cigarre gelüſtete und Niemand ihn verſtand, da kam ihm zum erſten Male ganz leiſe der Gedanke, daß das neunzehnte Jahrhundert doch nicht völlig ohne Vorzüge ſei.

Lange konnte er ſeinen Betrachtungen nicht nachhängen; denn nach Aufhebung der Tafel verlangten nicht Wenige Audienz.

Aus allen Theilen des Landes waren herbeigekommen, ihm ‚unentwegt' ihre Reverenz zu erweiſen; darunter auch etliche Zauberer und Zwerge. Dieſe hatten von der Erlöſung der ſchönen Prinzeſſin aus der in Kirſchau **be**legenen Burg (ja nicht: gelegenen) gehört und waren in Folge des diesfallſig beſtehenden behufigen Erlöſungsregulativs A, Abtheilung II, Abſatz i, §. 11. und No. 11 der Regiſtrandenordnung — (denn auch in der Zauberwelt gab es Regulative über Pflichten und Rechte. Hat doch ‚die Hölle ſelbſt ihre Rechte'.) — verbunden, ‚unentwegt' nach Kirſchau zu **ver**ziehen (ja nicht: wegziehen) und dem neuen Fürſtretter Gaben darzubringen. Wer hieran **be**hindert (nicht verhindert) war, mußte ſich mit der Kanzlei in's **Be**nehmen ſetzen (ja nicht: in's Vernehmen), und ſich ‚voll und ganz' entſchuldigen.

Zunächſt trat ein weiblich Weſen vor, die **Murawa** oder **Mara**. Das aber war ein wunderlich

Geſchöpf. Wenn es draußen im Sonnenſchein regnete, verwandelte ſich die Frau alsbald in einen großen grauen Schmetterling. Weil nun heute an der Seite Juditha's wohl eitel Sonnenſchein war, es aber nicht regnete, ſo erſchien ſie wieder als Frau, trat vor den Fürſten und ſagte:

„Ich bin die Murawa, Smertnitza auch genannt, und beſtimmt, böſe Menſchen im Schlafe zu peinigen, auch Krankheit in's Rückenmark und Tod zu bringen. Doch mach ich auch, wer es verdient, die Aecker fruchtbar und laß Kräuter gedeihen. Bedarfſt du mein, ſo ſteh ich dir im Kottmarberg zu Dienſten".

„Schön!", ſagte der Fürſt. „Doch laß mein Rückenmark in Frieden. Ich lob mir nur die Rehrückenmarkverzehrung. Tritt hieher und laß dir Eins einſchänken, denn ohne dieſes thu ichs nicht."

Darauf nahte ein kleiner unanſehnlicher Gnome, auf deſſen Haupt ein Irrlicht flatterte.

„Man ruft mich Bludnik", ſagte er, „weil das Volk der Wenden den Irrthum blud nennt und ich die Leute in die Irre führe, ſogar die trunkenen".

„Du biſt ein wunderlicher Kauz!", entgegnete

der Fürſt. „Wenn du ſo ſchadenfroh und Irrlehrer biſt, warum vertreiben dich die Menſchen nicht?“

„Die glauben,“ ſagte Bludnik, „meine Lichter wären Seelen ungetauft geſtorbener Kinder. Und dabei laß ich ſie, da es mir nützt“.

„Ja ja!“, rief Jener. „Der Irrthum ſtirbt nie aus. Der Bludniks giebt es auch bei uns, wo man in manchen Landen die Leute zu abergläubiſchen Dingen aller Art irre führt, um ſie und ihren Beutel auszunutzen. Vielleicht kann ich dich brauchen. Tritt hieher und laß dir Eins einſchänken; denn ohne dieſes thu ich's nicht“.

Nunmehr meldete ſich zum Vortritt ein winzig kleiner, krummbeiniger Mann mit dickem Kopfe, rothen Triefaugen und zwei großen Höckern auf dem Rücken. Seinen Kopf vermochte er nach allen Seiten hin zu drehen, darum der Fürſt ihn allſogleich anredete:

„Du würdeſt dich famos als Oberaufſichtsrath der Aufſichtsräthe eines Aktienunternehmens eignen. Wer biſt du?“

„Ich bin der Zwerg von Hörnitz“, ſagte der kleine Mißgeſtaltete, „und bring dir einen Aal als Gabe“.

„Von dir habe ich in Gräve und Dr. Gräße ſchon geleſen“, entgegnete der Fürſt. „Sie haben übrigens Recht, wenn ſie dich geizig nennen. Haſt Schätze über Schätze und bringſt nur einen Fiſch?“

Der Zwerg war anfänglich über des Fürſten Kenntniß ſeiner Vermögensverhältniſſe beſtürzt. Er hatte ſeinen Reichthum nach allen Seiten hin ganz geheim gehalten und fand ſich nun durch einen Mann des neunzehnten Jahrhunderts entdeckt. Doch faßte er ſich bald wieder und entgegnete:

„Herr Fürſte! — Wohl hab ich Schätze, doch ſo wenig, daß ich nichts miſſen kann. Was ich dir bringe, iſt aber mehr werth als Gold und Edelgeſtein. Hier haſt du einen Zauberaal. Wenn du dieſem den Schwanz in's Maul ſteckſt, ſo läuft er fortwährend um dich herum — und du wirſt unſichtbar. Willſt du wieder geſehen ſein, ſo rufe ‚Wart' Aal!‘. Doch mußt du dir genau die Worte merken“.

Zu Seite: 52. —

„Ei ſieh mal an!“, rief Mittſcherlich erfreut und fiel ganz und gar aus ſeiner hohen Rolle. „Solch Ding kann ich famos brauchen. Sieh! wenn mich in Leipzig einmal mein Schneider trifft — — ä — ä — — Na, gieb her und laß dir Eins einſchänken; denn ohne dieſes thu ich's nicht“.

Auch aus der Gegend von Neſchwitz, da, wo heutigen Tages das Gaſthaus ‚Zum ſchwarzen Adler‘ ſteht, kamen Geſandte. Allhier war ein großer Wald voll Bären und Wölfen; darinnen hauſten zwei mächtige Zauberer. Der eine beherrſchte die dortigen Erd- und Feuer-Geiſter; der andere war Meiſter der Waſſergeiſter, Gnomen und Salamander. Dieſer trat zunächſt vor den Fürſten, bot ihm ſeine Dienſte an und ſchenkte ihm einen Ring. Wenn er den dreimal um den Finger drehe, ſo könne er ſich plötzlich von einem Ort zu beliebig anderem verſetzen.

Ein ſolch wunderlich Geſchenk konnte dem Fürſten gar wohl behagen. Er dankte dem getreuen Geber und hieß dieſem, ſich eins einſchänken zu laſſen.

Auch der Feuerzauberer begrüßte den Fürſten, bracht aber ganz und gar nichts zum Präſent. Darob ward Mittſcherlich ärgerlich auf den reichen Geizhammel. Wenn er ihn trotzdem aufforderte, ſich Eins einſchänken zu laſſen, ſo war das nobel. Indeſſen behielt er einen heimlichen Groll gegen ihn.

So kamen noch Viele und brachten Gaben und Glückwünſche dar, ſodaß der Tag der Hochzeit nach des noch folgenden Tanzes Ende würdig und glücklich abſchloß.

Zweites Kapitel.

Des Fürsten Anzug und Rundreise im Lande: Nach Zittau und Oybin, wo er Alles anders findet — Beim Zauberer auf der Lausche. Der Wundervogel und warum der Prinz nicht mehr zu retten ist — Beim Klausner am Ameisenberge — Die Feensmännlein von Ostritz — Vergnügte Zeit in Bernstadt, wo Schleppen unmodern sind und das Blauhütel umgeht — Beim Grafen am Kottmarberge. Von dessen Töchterlein Wiarda. Mittscherlich verliebt sich — Wie Löbau wegen eines weißen Pferdes im Thale erbaut wurde und nicht auf dem Berge. Mittscherlich hat Bierdurst und verwechselt den Raths- mit dem Geld-Keller. — Des schwarzen Gottes Ende und das Veilchen vom Czorneboh. Mittscherlich verliebt sich abermals, dermaßen, daß er sich weder um Budissins Erbauung kümmert, noch um die 7 Könige im Dromberg, noch um die Mittagsfrau von Diehsa — Des Fürsten Rückkehr — Eine Abwehr. —

Das Erste, was dem neuen Fürsten zu thun oblag, war die Bereisung seines Herrschergebietes. Hierbei mußte er thunlichst imponiren und prunken.

Obgleich er nun ſchon wegen ſeiner überaus großen und vielſeitigen Kenntniſſe überall angeſtaunt und faſt wie ein Gott verehrt ward, ſo konnte doch dieſer günſtige Eindruck ſich leicht vermindern, wenn nicht auch das Äußerliche, auf welches die Welt viel hält, hiermit im Einklang ſtand. So aber, wie er jetzt in ſeinem ‚modernen‘ Sommeranzuge gekleidet war, der ſchon bei der Hochzeit auffiel, erſchien ein Imponiren für unmöglich.

Kleider machen Leute.

Weil nun ſelbſt die ſchöne Juditha ſeine Tracht für ebenſo geſchmacklos nüchtern, als für unpraktiſch hielt, und umgekehrt auch Leute Kleider machen, ſo ließ Mittſcherlich ſeinen Hofleibſchneider kommen und einen neuen Anzug anmeſſen. Dieſer aber ward prachtvoll. Den Oberkörper bedeckte ein, nach ‚Syſtem Jäger‘ ziemlich eng anliegendes, purpurnes und golddurchwirktes Sammetgewand, das bis an's Knie reichte. Den weiten Halsausſchnitt zierte eine ſchwer güldene Kette mit den koſtbarſten, den heutigen Mineralogen ganz unbekannten Edelſteinen, die in der Sonne blitzten gleich den Funken an den Rädern

Zu Seite: 57.

einer elektriſchen Pferdebahn, wie man in Dresden ſagt. Auf dem Haupte trug er einen gediegen goldenen Helm mit Federn vom Paradiesvogel. Den Gürtel aber ſchmückte ein einziger, 48 flächiger Demant von der Größe eines Kinderkopfes und ſo feurig ſtrahlend, daß er in der Nacht im Umkreiſe eines Kilo (hier meine ich ‚Meter‘) Alles erhellte.

Als ſich ‚oben angezogener‘ Mittſcherlich in einem großen Metallſpiegel betrachtete, konnte ihm die Tracht wohl behagen. Nur Eines kam ihm hierbei doch etwas genirlich vor. Die Arme, zwar mit koſtbaren Spangen geſchmückt, blieben ebenſo wie die Unterbeine bloß. Nur die Fußſohlen waren bekleidet.

„Beim Herkules!“, rief er aus; „ſo dürfte ich mich in der Großſtadt Dresden nicht ſehen laſſen! ſonſt käme allſogleich eine Schar kleiner und großer Gaſſenjungen, und ich würde wegen groben Unfuges eingeſteckt.“

„Wie?“, rief da Juditha erſtaunt lächelnd. „Aus welchem Grunde denn?“

Der Gemahl entgegnete:

„Nur, weil es nicht ortsüblich iſt. Sobald ſich dort Jemand anders kleidet, wird er von eingeborenen und eingewanderten philiſtröſen Kleinſtädtern runkſig begafft und beſchwatzt wie ein Verbrecher.“

„Das iſt aber doch erbärmlich kleinlich und kindiſch!?“, warf Juditha ein.

„Ganz recht, mein Schatz! — Dabei macht man die kurioſeſten Unterſchiede. Einſt hörte ich von einer Dame, wie ſie ſich über die nette Nationaltracht eines Schotten entſetzte, weil deſſen Waden faſt unbedeckt waren und der Hals frei. Als ich ihr entgegenhielt, daß gerade das, mit der Keuſchheit eng verwebte Geſchlecht, daß ſie ſelbſt gleich anderen Damen in größerer Geſellſchaft, mit und ohne Tanz, ſehr viel mehr zeigte — da hieß es natürlich: ‚Das iſt etwas ganz Anderes! man geht jetzt ſo, und dies geſchieht in geſchloſſenen Räumen vor nicht ſo viel Menſchen‘. Alſo von der Anzahl der Zuſchauer hängt es ab? — frug ich. Draußen auf der Gaſſe iſt ein Auflauf von etwa 100 Menſchen wegen Etwas, das man anſtößig nennt — und im

Ballſaal ſind an die 500 Menſchen, denen noch weit mehr Enthülltes gezeigt wird, — und dann iſt es auf einmal wieder nicht anſtößig? Und ſelbſt, wenn es umgekehrt wäre: Von welcher Zahl an iſt es denn geſtattet, ſich anders zu kleiden, als ortsüblich iſt? — Siehe, da wandte ſie ſich ſchnippiſch um und wußt' nichts Anderes zu ſagen, wie ihr altes: Das iſt etwas ganz Anderes —"

Juditha konnte ſich des Lächelns nicht erwehren und frug:

„In deinem Jahrhundert geht es wohl oft recht wunderlich zu?"

„Jawohl, mein holdes Kind!", entgegnete der Gemahl, „und ungeheuer logiſch".

Hiermit war die Sache abgethan Der junge Fürſt reiſte ab, unbedenklich ſeiner Tracht; nahm den Aal mit, den Ring und ein großes Gefolge, um ſich zunächſt dem Süden zu zuwenden.

Überall, wo er hinkam, ward er mit großem Jubel aufgenommen; ſo auch in Chitawa, dem

heutigen Zittau. Damals freilich war dieſe Stadt noch klein, und rings von dicken Mauern, Thürmen und Wällen umgeben. Auch zeigte ſich in der Umgegend ein wildes, mit Thierfellen nur halb bekleidetes Volk, welches Mittſcherlich als ein germaniſches erkannte.

Von hier aus begab er ſich zum Oybin. Das mächtige Felsgebilde an ſich war genau ebenſo wie jetzt; nur nicht beſchmiert von Narren, welche glauben, ihre Namen an alle Felſen und alte Gemäuer anſchmieren zu müſſen, damit die Nachwelt die Schrift und Fertigkeit der Pinſel nur ja recht bewundere. Oben aber, auf dem gewaltigen Bienenkorbe, war Alles anders. Von Kloſterruinen, oder gar von dem trefflichen Wirtshaus gab es keine Spur. Ein Schauer durchrieſelte den Fürſten, als er hier blutige, in Stein gehauene Keſſel, ſowie angekohltes Holz vorfand, die Zeugniſſe heidniſcher, grauſamer Opfergebräuche. Das Gräßliche der Erſcheinung ſtand in ſo grellem Gegenſatze mit der bezaubernden Romantik und Idylle der Jetztzeit, daß der Fürſt alsbald wieder herabſtieg und ſeinem unten

harrenden Gefolge die Weiſung gab, ſich hier zu lagern, bis er zurückkäme. Jetzt wollte er zum Gipfel des hohen, ſteilen Berges, gegenwärtig ‚Lauſche‘ genannt. Hier hauſte ein böſer Zauberer, welchen der Fürſt bereits aus Büchern kannte und nun ſelbſt ſehen wollte. Doch mit Vorſicht! — Obgleich der Zauberer zu des Fürſten Unterthanen in ähnlicher Weiſe gehörte, wie Schleswig-Holſtein ehemals zu Deutſchland, war er doch mächtiger als dieſer und konnte ſeine Macht ſo, wie er es ſchon früher an Einem von fürſtlichem Geblüte gethan, leicht mißbrauchen.

Das furchtbare Waldesdickicht bis zum Gipfel zu durchdringen, verbot ſchon die Anweſenheit vieler Raubthiere, ſelbſt wenn Mittſcherlichs Bequemlichkeit nicht in Rechnung gekommen wäre.

Darum benutzte er hier den Ring, drehte dieſen dreimal um den Finger, und im Nu befand er ſich oben auf dem hohen Berge.

Hier war Alles wildgrauſig bewachſen; ringsumher lagen zerfleiſchte Raubvögel. Zu weiterer Vorſicht ſteckte Mittſcherlich den Schwanz des Aales

in deſſen Maul. Das Thier fing an, ſich um den Fürſten zu bewegen, und dieſer ward unſichtbar und kletterte unſichtbar weiter. Zu ſeinem Erſtaunen fand er an der einzigen freien Stelle ein wunderlieblich angelegtes Gärtchen mit einer Laube. In dieſer ſaß der Zauberer und fütterte einen faſt mannshohen ſeltſamen Vogel, wie ihn Mittſcherlich weder in zoologiſchen Gärten, noch in Brehms Werken vorgefunden. Die Beine des Vogels glichen denen eines Storches; Kopf und Schnabel hatte er vom Lämmergeier, vultur barbatus. Die gewaltigen Fittige und der Schwanz beſtanden aus buntfarbigen, wunderſchön ſpiegelnden Federn.

‚Das iſt gewiß der Wundervogel auf der Lauſche, von welchem Gräve und Dr. Gräße erzählen‘, dachte Mittſcherlich. Und ſo war es auch; alſo nicht blos ein Märchen, wie Jene annehmen; denn hier ſtand der berühmte Zweiflügler leibhaftig vor ihm. Letzterer nahm des Fürſten ganze Theilnahme in Anſpruch. Das Auge des Wundervogels blickte ſo tieftraurig, daß ſich Mittſcherlich des Mitleids nicht erwehren konnte. Er ſchaute nur immer

auf den wehmütigen Ausdruck der Augen, und faſt ſchien es ihm, als perlte darin eine Thräne. —

Während er das Wunderthier und den finſteren Zauberer betrachtete, ſtand die ſchöne Juditha unterdeſſen in der Küche des Schloſſes zu Kirſchau, gedachte ſehnſüchtig ihres fernen Gemahles und war eben im Begriff, den ungeſchickten Küchenmägden zu zeigen, wie man einen Aal zu ſchlachten habe, für das Mittagseſſen beſtimmt. So verſchieden waren die Beſchäftigungen des glücklichen Ehepaares. Und doch hatten ſie etwas Gemeinſames: Juditha plagte ſich mit ihrem Aal, und der Gemahl mit dem ſeinigen. Denn als der Fürſt, von des Vogels Trauer gerührt, beſchloß, ſich ſichtbar zu machen, um dieſem wenn möglich zu helfen, ergab ſich, daß er — trotz der Mahnung des Hörnitzer Zwergleins — den Spruch zum Sichtbarwerden nicht richtig inne hatte. Er rief dem laufenden Thiere den Spruch zu: ‚Aal wart'!'; doch mit dem war Nichts los, alſo, daß er ihn per aspera ad acta legen mußte. Dazu brauſte ein böſes Wetter und grollte der Donner, als würden 100000 Flinten auf einmal

abgeſchoſſen; als ſollten die Elemente aufgelöſt werden.

‚Ein fauler Fall!‘, dachte Mittſcherlich und zerſann ſich den Kopf, was wohl ſchlimmer ſei, der Aal oder das Wetter. Endlich kam er auf den guten Gedanken, Juditha zu befragen. Er drehte den Ring und befand ſich augenblicklich an der Gemahlin Seite, gerade, als dieſe dem Aale, der ſich nicht abſchlachten laſſen wollte und Juditha nach den ſchönen Fingern ſchnappte, erzürnt zurief: „Wart' Aal! ich will dich lehren ſchnappen!“. Darauf ſchlug ſie ihm den Kopf ab, wie es jeder ungebührliche Schnapphahn verdient.

In ſelbigem Augenblicke ſah ſie den Gemahl vor ſich ſtehen, der ſie umarmte und ſagte:

„Hab Dank, mein Gemahl! Du haſt den richtigen Spruch angeſagt. Doch leb wohl! ich muß ſchleunigſt wieder zur Lauſche fliegen“ — — woraus wir erkennen, wie ſchon damals ſich ereignete, daß das Weib nicht ſelten zu rechter Zeit das rechte Wort aus Zufall ausſpricht, auf welches der Mann trotz allen Nachdenkens nicht kommen kann. —

Alsbald ſtand Mittſcherlich unſichtbar wieder vor dem Zauberer auf dem Lauſcheberge. Als dieſer im Gärtchen Fußtritte vernahm und doch Niemand erblickte, erhob er ſich verblüfft und ſcheuchte den Wundervogel fort. Der aber ſchwang mühſelig ſeine gebundenen Flügel und ſetzte ſich auf einen Baum, mit ſo herzdurchdringendem Klagetone, daß des Fürſten Entſchluß, dem armen Verzauberten zu helfen, immer reifer ward. Wie aber das ausführen! er ſelbſt ſchwebte vor dem Mächtigen in Gefahr; nur durch Liſt konnte er dem Zauberer imponiren, und dieſes durch Schreck erreichen. Gedacht, gethan. Mittſcherlich ſtellte ſich ungeſehen hart an den Zauberer, Leib an Leib, Naſe an Naſe; rief leiſe ‚Wart' Aal!', und ward nun plötzlich ſichtbar. Hierüber erſchrak der Böſe ſo gewaltig, daß er, in der Meinung, einen noch viel Mächtigeren vor ſich zu haben, kriechend freundlich ward und allſogleich frug, womit er ſeiner Eminenz dienen könne.

Der Fürſt wollte ihn aus dieſem Wahne nicht reißen, ſonſt hätte er am Ende nichts Näheres über den Vogel erfahren. Darum nahm er ein meſſing-

artiges Gemiſch von Würde und Wohlwollen an und ſagte ganz nach dem Chic des imponirenden neunzehnten Jahrhunderts:

„Mein Name iſt Mittſcherlich. Ich bin stud — ä — Fürſt dieſer Lande und will von dir wiſſen, was Bewandtniß es mit dem Gefangenhalten jenes Vogels hat“.

Hier wurde der Zauberer denn doch etwas mißtrauiſch. Er ſchlug zunächſt in einem großen dicken Buch nach, in welchem alle Zauberer verzeichnet waren. Unter M fand ſich jedoch kein ‚Mittſcherlich‘, daher er zuvor vorſichtig frug:

„Biſt du auch wirklich ein Zauberer? Im Buche ſteheſt du nicht“.

„Freilich bin ich einer“, rief Jener mit Studentenkeckheit, und beſah ſich das Buch. Darauf fuhr er mit Geiſtesgegenwart fort: „Ja, alter Schwede, das hier iſt eine ganz alte Auflage! ſchau in die neueſte, und du wirſt mich darin finden“.

Was nun ‚Auflage‘ ſein ſollte, verſtand der Zauberer nicht; daher er frug, was dies bedeute.

„Auflage?“, ſagte der Fürſt. „Sieh, das iſt,

wenn ein Buch gänzlich vergriffen ist, druckt man es von Neuem. Bei uns werden von einem spannenden Romane in einem Jahre mitunter dreißig Auflagen gemacht, jede zu hundert Exemplaren, damit er so Aufsehen errege und viel gekauft werde".

Noch immer schüttelte der Zauberer ungläubig den Kopf. Er schritt zu einer anderen Prüfung und redete ihn in der Zaubererſprache mit folgenden Worten an:

„Tsib ud nie rerebuaz, os egas rim, saw chi rid oztej tgaseg ebah!"

Hiervon verstand nun Mittscherlich kein Wort; es war ihm zu hoch. Wie aber bei uns zu allen höheren Aemtern nur Juriſten verwendet werden, indem ſich dieſe in Alles finden, ſo ward auch unſerem stud. jur. Mittſcherlich nicht ſchwer, die Situation ſofort zu erfaſſen. Er mußte mit einer anderen Sprache antworten, gleichviel wie, nur um dem Zauberer zu zeigen, daß ſich ein Juriſt ſelbſt auf dem Gebiete der fremden und Zauberer-Sprachen als Vorſtand eigene. Lateiniſch — wäre gefährlich geweſen; das konnte Jener verſtehen.

Franzöſiſch — hat ſeit 1871 zwar alle Macht verloren, — mit alleiniger Ausnahme von menu, adieu, vom ‚Panik‘ der Zeitungen, von Handelsusance prompteſter Konfektionen diverſer Deſſins der Kaufleute, von Reſſohrſcheff, Rehſcherrſch'n, sauce und etwa tauſend anderen —, und mit Engliſch iſt auch nicht mehr viel los. Indeſſen hiervon verſtand der Zauberer entſchieden Nichts, Mittſcherlich dagegen Alles. Daher, und um ſeinen Worten gehörigen Nachdruck zu geben, brüllte er ihn aus Sanguin's Grammatik und mit etwas Engliſch vermiſcht laut an:

„Le ſchardäng de monn onkel eh plüh grangd, ke la mäſong de ma tangt. Ei wiſch ju gut hähls. Parrraplü! Verſtanden?“

Das zog! vor Allem das raſſelnde Parrraplü. Wie man bei uns noch heute vor einem, nur immer von ſich redenmachenden Bramarbas weit mehr Reſpekt hat, als vor beſcheidenen Gelehrten, ſo imponirte auch dem Zauberer das energiſche Auftreten Mittſcherlichs, alſo, daß er bereitwillig über den Vogel berichtete:

„Jener Vogel war einſt ein böhmiſcher Prinz, gar ſchön von Angeſicht und Geſtalt, in allen Künſten und Wiſſenſchaften erfahren, auch menſchenfreundlich und wohlthätig. Doch hatte er den großen Fehler, daß er allzu leidenſchaftlich der Jagd oblag und nur zu häufig die Grenzgebiete überſchritt. So kam er denn einſt auch in mein Jagdgebiet, allwo ich großer Adler bedarf, weil ich ihr Blut brauche. Der Prinz ſchoß nach dem größten meiner Adler. Dieſer, vom Pfeil durchbohrt, fiel auf mich, noch dazu auf den Magen, gerade als ich ein Mittagsſchläfchen hielt. Ueber dieſen Jagdfrevel erzürnt, verwandelte ich den kecken Prinzen in jenen Wundervogel".

„Für ewige Zeiten?", frug der Fürſt mitleidig.

„Nein!", verſetzte der Zauberer; „nur ſo lange, bis den Vogel ein Jäger erlegt, der noch nie gelogen, oder ſeiner Herrſchaft Etwas veruntreut hat".

Der Fürſt ſtieß ein bedenklich ‚Hm!' aus, oder, wie man in jetzigen Romanen ſchreibt: Er machte Hm! — und ſagte:

„Ehrliche Jäger giebt es genug. Aber einen,

der nie gelogen? — Armer Vogel! da kannſt du lange warten! — — — Hm! — — — Höre Zauberer! du mußt deinen Bannſpruch mildern. Wenigſtens verlange ich, daß du die Jäger des neunzehnten Jahrhunderts ausnimmſt. Die lügen nicht aus böſem Willen, ſondern aus Ulk und Sportmacherei. Das hört ſich ſogar ganz gut mit an".

Der Zauberer ſchüttelte den Kopf. Um keinen Preis mochte er Etwas ändern, weil dadurch ſeiner Meinung nach ſein Anſehen litt. Darum erwiderte er:

„Stehe hiervon ab, Fürſte! bedenke, was ſoll aus dem Prinzen werden, wenn er erſt im neunzehnten Jahrhundert erlöſt würde? Dann ſind ganz andere Zuſtände, in die ſich der Verbannte ſchwerlich finden wird. Laſſe deine Forderung fahren! ich theile dir dafür ein Geheimniß mit, das du recht gut verwerthen kannſt".

„Darin haſt du wohl Recht", entgegnete Mittſcherlich. „Der befreite Prinz würde aus dem Regen in die Traufe kommen; denn überall, wo man bei uns geht und ſteht, hängen Bekanntmachungen, Ver-

ordnungen, Strafandrohungen, Warnungen und Verbote, so daß der Befreite wenigstens ein ganzes Jahr lang sie auswendig lernen müßte, um nach keiner Seite hin anzustoßen. Indessen ließe sich dem leicht begegnen, wenn — — der prinzliche Vogel ist doch wohl ein Christ?"

„Ein Christ?", frug der Zauberer. „Nein! der hält getreu zum schwarzen und weißen Gotte, dem Czorneboh und Bileboh, und mag Nichts wissen von der neuen Religion".

„Das ist denn eine andere Sache," sagte Mittscherlich, „und zugleich eine mißliche. Welches von den vielen christlichen Bekenntnissen mit deren noch zahlreicheren Abarten sollte der Prinz wählen? Ich glaube, er würde ganz verdreht im Kopfe. Lassen wir das! — Ich sehe von meiner Forderung ab. Dafür offenbare mir nun dein Geheimniß."

„Recht gern! — Siehe, wenn dich Feinde überfallen wollen, so brauchst du nur die Worte auszurufen: ‚Amate inter vos!'*) Alsdann lassen

*) Für diejenigen, die nicht Latein verstehen, sei hier bemerkt, daß mir ein sachverständiger Sprachkundiger

die Feinde dich unbehelligt; dagegen prügeln ſie ſich gegenſeitig durch. Haſt du es nur mit einem zu thun, ſo prügelt dieſer ſich ſelbſt durch, was gar luſtig anzuſehen iſt. Erſt wenn du rufſt ‚Satis est‘, ſtellen ſie die Prügelei ein.“

Ob dieſes wunderlichen Zaubermittels mußte Mittſcherlich laut lachen. Zwar wollt es ihm nachher, als er ſich vom Zauberer verabſchiedet hatte, ſehr roh vorkommen, ſo ganz in das Wüſte des neunten Jahrhunderts paſſend und arg kontraſtirend mit der chriſtlichen Geſittung des neunzehnten. Indeſſen fiel ihm ein, daß das Duell der Neuzeit, trotz deſſen eleganteren Lackes, genau ebenſo roh und heidniſch iſt. ‚Jenes Zaubermittel‘ fuhr Mittſcherlich in ſeiner Betrachtung fort, ‚iſt übrigens nichts Anderes als ein divide et impera, welches bei uns noch in voller Blüthe ſteht. Wenn ich daher kein finſterer Rückſchrittler, ſondern ‚modern‘ ſein will, ſo muß ich jenes Mittel unbedingt verwenden‘.

---

geſagt, nach unſeren modernen Begriffen und Zuſtänden hieße dies: ‚Hauet Euch untereinander!‘

Hierdurch im Gewiſſen beruhigt, flog er ſchnell wieder hinab zu ſeinem Gefolge, das noch im oybiner Thalkeſſel ſeiner harrte.

Als der Fürſt dieſen verließ und da, wo nach Durchſchreitung eines Engpaſſes ſich wieder die Ausſicht auf Zittau bietet, den letzten Berg links betrachtete, fiel ihm ein Klauſner auf; zu damaliger Zeit war die Erſcheinung eines ſolchen frommen Chriſtenmenſchen noch eine Seltenheit. Noch mehr wurde ſeine Aufmerkſamkeit durch eine Unzahl von Ameiſen in Anſpruch genommen, die faſt den ganzen Berg bedeckten. Jeder Feinfühlende wird wiſſen, daß es ein mißlich Ding iſt, ſich mitten unter Ameiſen zu befinden. Dieweil nun dieſe dem Klauſner gar Nichts anhatten, kam es dem beobachtenden Fürſten wunderlich vor, alſo, daß er den frommen Mann hierüber befrug. Und dieſer berichtete:

„Als ich hierherzog, hauſte in der Gegend ein rohes wildes Volk, das ſich von Jagd, Fiſcherei und Raub nährte. Alle meine Mühen, ſie zu bekehren, fruchteten Nichts. Nur eine einzige Perſon, eine fromme Jungfrau vom Kottmarberge, folgte

den Lehren des Chriſtentums. Die rohen Menſchen aber lebten in Saus und Braus, und ergaben ſich dem Zechen und böſen Leidenſchaften, namentlich dem verſl . . . . Spiel. Darum, und weil ſie ſich gar nicht beſſern wollten, habe ich des Himmels Strafe auf ſie herabbeſchworen. Alsbald ſind ſie in lauter Ameiſen verwandelt, ſowie verurtheilt worden, immerdar unruhig und unſtät umherzuziehen, alſo, daß die Bewohner von Sittau den Berg den ‚Ameiſenberg‘ nannten“.

‚Das iſt ein ſchlimmes Ding‘, dachte Mittſcherlich, als er nach dieſer Mittheilung weiter zog, auf Oſtritz zu. ‚Wenn man zu meiner Zeit ſo ſtrafen wollte, ſo würde halb Deutſchland voll Ameiſen wimmeln. Die leidenſchaftlichen unter den Anhängern des Kartenſpieles — des deklarirten Gedankenbankerotts (wie Kant ſagt) —, die ihre Zeit mit nichts Vernünftigerem hinzubringen vermögen, würden dann ſelbſt den ſchönen ſchweizer Rigi zeitgemäß ‚Ameiſenheim‘ nennen, denn ſogar hier fand ich einſt 4 Deutſche auf dem Gipfel des Berges liegen und Skat ſpielen; die Jungfrau und der

ſchöne See unten mochten noch ſo einladend glänzen'.

Dem Gefolge kam des Klauſners That hart vor. Indeſſen mußte es zugeſtehen, daß die Verwandlung geiſtesarmer, leidenſchaftlicher Spielratten in Ameiſen dennoch ein Fortſchritt ſei; denn dieſe arbeiten doch wenigſtens.

Genannter Ort Oſtritz an der Neiße, beſaß damals noch lange nicht den gewaltigen Umfang wie jetzt; er war ſogar eher ein kleines Dorf zu nennen. Doch hatte man ſchon begonnen, dieſes durch Wälle und Mauern wehrhaft zu machen, gleich einer Stadt. Auch hier wurde dem Fürſten gehuldigt; ebenſo an einem Hügel, ſüdlich von Oſtritz, wenngleich mit einer Beſchränkung.

Aus dem Hügel quoll eine Schaar kleiner Feensmännlein hervor, angethan mit ganz kurzen Kleidchen und Melkgeltchen auf dem Kopfe. Sie hatten große Haufen Goldes herbeigeſchafft und riefen dem Fürſten zu:

Greif' einen Griff
Und ſtreich' einen Strich,
Und packe dich!

Dieſes letztere Wort war die Beſchränkung des Huldigens. Doch nahm ſie der Fürſt nicht übel; die Kerlchen ſahen zu niedlich aus. Er und ſein Gefolge ſteckten die Grobheit ein, wie man dies um eines Vortheils willen ja noch heute thut; machten von dem Angebote Gebrauch und zogen gen Bernſtadt.

Dichter, wilder Wald geſtaltete die Reiſe unheimlich. Je mehr man ſich dem Orte näherte, deſto öfterer wurde, namentlich in der Nacht, in den Baumwipfeln ein Sauſen, Aechzen und Stöhnen vernehmbar, das die Ritter grauſen machte. Die Urſache erfuhren ſie erſt bei Annäherung an Bernſtadt.

Deſſen Bewohner blickten anfänglich ſcheu auf den Fürſtenzug, als ſie dieſem feierlich benebſt weißgekleideten Jungfrauen entgegen gingen. Letztere waren gar lieblich anzuſchauen. Die grünberankten Kleider zeigten klaſſiſchen Faltenwurf und reichten nur bis an die Knöchel der zierlichen Füßchen.

„Das gefällt mir“, ſagte Mittſcherlich, nachdem er die Begrüßungsrede der Bernſtadter beantwortet.

„In meinem Jahrhundert tragen die Frauenzimmer Schleppkleider ſogar auf der Straße und wirbeln einen Heidenſtaub auf, den die übrigen Paſſanten einſchlucken müſſen. Das iſt grenzenlos unverſchämt. Auf der einen Seite ſucht man das Staubaufwirbeln durch koſtſpieliges Beſprengen mit Waſſer zu mildern, zumal die Männer der Wiſſenſchaft mit Recht mahnen, daß mit dem eingeathmeten Staube ſchädliche Bazillen in den Körper gelangen — und doch verbietet anderntheils keine einzige Behörde den Modenärrinnen das Schleppen der Kleider im Staube.“

„Warum geſchieht dies nicht?“, frug der Bürgermeiſter von Bernſtadt.

„Ja warum!“, entgegnete Mittſcherlich, deſſen derbere Studentennatur zum Ausbruch gelangte. „Ob die, welche es verbieten können, unter dem Pantoffel ſtehen, oder ob man an das, auch in anderen Dingen beliebte Staubaufwirbeln gewöhnt iſt — das weiß ich nicht. Soviel ſteht feſt, daß die Galanterie für Damen ſeitens vieler Männer koloſſal übertrieben und manche von jenen über-

müthig und frech wird. Alle Achtung vor wahrhaft gebildeten Frauen, vor denen ich tief meinen Hut herabziehe! Unverſchämte aber ſollten vom Publikum ſelbſt behandelt werden wie ungezogene Jungen. Dann werden ſie ſchon zu Kreuze kriechen; eher wird's nicht beſſer."

„Wenn ein Weib wollte bei uns ſo lang Gewand auf der Straße ſchleppen", ſagte der Bürgermeiſter, „ſo würde ſolch Weib ohne Weiteres geſtäupet werden."

„Ja wahrhaftig!", rief Mittſcherlich; „Ihr im neunten Jahrhundert ſeid uns in Manchem weit voraus! — Doch das Thema iſt inſofern ein unerquickliches, weil alle vernünftigen Vorſtellungen doch nichts nützen. Sprechen wir von etwas Anderem! — Sag an, Bürgermeiſter! was Urſach hattet Ihr Alle, mich und mein Gefolge ſo ſcheu zu betrachten? Ich hatte es wohl bemerkt."

„Gnädiger Fürſte!", ſagte Jener, „das hat eine ſondere Bewandtniß. Vergönne, daß ich es dir erzähle. — Unſer Ort iſt dereinſt vom Ritter Bernhard gegründet worden, der auf dem Schönauer

Hutberge ſeine Burg ſtehen hatte. Jetzo freilich liegt ſie in Trümmern. Von ihm ward unſer Ort mit Bernhardſtadt, ſpäter mit Bernſtadt benamſt. Die Bewohner ſelbſt nannten den Ritter nur ‚Blauhütel‘, weil er, zumal auf der Jagd, einen blauen Hut trug. Letztere betrieb er aber ſo ſchonungslos, daß er all unſere ſchönen, nach mühſeligen Waldrodungen fruchtbar gemachten Felder verwüſtete, jahrelang. Der Landvogt unſeres Eigenſchen Kreiſes nahm ſich aber der Armen an, trug die Beſchwerden einem frommen Klauſner vor und dieſer verwünſchte den Frevler alſo, daß Ritter Blauhütel des Nachts als wilder Jäger durch die Lüfte ziehen muß bis auf den jüngſten Tag. Wer ihn aber ziehen ſieht, für den giebt's ein Unglück. Nun wir das Sauſen und Aechzen gehört, mußten wir annehmen, daß du den Wilden auch haſt ziehen ſehen. Darum unſer Schreck, als du aus dem Walde kamſt. Wir fürchteten für dich und die Deinen ſchweres Unheil. Weil du aber glücklich davongekommen, ſo rufen wir dir zu: Heil! Heil unſerem edlen Fürſten Mittſcherlich.“

Und ‚Heil, Heil!‘ erſcholl es rings umher, alſo daß eine große Feſtfreude daraus entſtund den ganzen Tag.

Zum Abend gab es Tanz nach den rythmiſchen Melodien zweier Schalmeien. Der Fürſt ſchwenkte vergnügt die hübſchen Feſtjungfrauen, erfreut über deren Grazie, wie auch, daß die heutige Sucht, auf jeden Tanz fade oder gemeine Texte zu machen, hier nicht üblich war.

Das ſchöne Feſt im lieblich gelegenen Bernſtadt hatte in den Reiſenden die wohligſte Stimmung erzeugt, die noch anhielt, als man anderen Tages in Richtung nach Norden weiterritt.

Mittſcherlich hatte beſchloſſen, die nächſte Nacht bei dem Grafen zu bleiben, der auf dem Kottmarberge, unweit Kottmarsdorf, ein großes ſchönes Schloß beſaß, noch größer und faſt ſchöner als das zu Kirſchau, alſo, daß den Fürſten die Luſt anwandelte, es zu beſitzen. Die Bewohner beſtanden zwar aus Heiden; doch das that Nichts. Wenn nur der Wein und das Lager gut waren.

Die reichen Wirthsleute empfingen den Fürſten

und ſein Gefolge ehrerbietig, doch wollte es ſcheinen: nicht gar freudig. Unwillig hierüber frug Mittſcherlich:

„Nun? Ich bin dir wohl nicht beſonders willkommen?“

Der Graf aber verſicherte ſeine ehrerbietige Freude und lud allſogleich zu einem Abendeſſen ein, das ſich ſehen laſſen konnte. Es wurden hier Genüſſe geboten, wie ſie dem Fürſten noch nie zu Theil geworden waren, ſo daß er befriedigt und aufgeräumt wurde und in neckender Weiſe ſagte:

„Geſteh nur, lieber Graf! ich kam dir ungerufen. Dein Antlitz war beim Willkomm gar ſo ernſt“.

„Mag unſer böſer Geiſt Czorneboh mich verderben, wenn dem ſo wäre!“, rief der Graf. „Nein Fürſte! was du für Unwilligkeit in meinen Mienen laſeſt, war Trauer, große Trauer um ein geliebtes Weſen“.

Jetzt bereuete der Fürſt ſein in's Blaue hinein gefaßtes Vorurtheil und ärgerte ſich, einen Trauernden gekränkt zu haben. Mitleidig frug er nach dem

näheren Grund der Trauer, und der Graf hub wehmuthsvoll an:

„Die Götter hatten uns in unſrer Ehe nur ein einzig Kind geſchenkt; es war ein Töchterlein. Wohl wäre mir ein Söhnlein lieber geweſen. Doch weil Wiarda, ſo nannten wir es, ein blühend ſchönes Mägdlein ward, voll Anmuth und voll Herzensgüte, ſo lag unſer ganzes Liebesglück in ihr. Sie ward ein Stück von unſrem Herzen. Darum mir denn auch vor der Zeit bangte, in welcher ſie einem Freiersmann dereinſt Herz und Hand bieten und mit ihm fortziehen würde. Nun geſchah es eines Tages, nachdem ſie zur roſigen Jungfrau emporgeblüht, daß ein Pilger der jetzt ſich hin und wieder eindrängenden Chriſten — ſo viel ich weiß: ein Klauſner am Ameiſenberge bei Chitawa, — hierher kam und Wiarda zum Chriſtenglauben umſtimmte. Das war uns leid. Doch fügten wir uns, als wir ſahen, daß Wiarda alle Heirathsanerbietungen ausſchlug, weil ſie nur dem Himmel leben wollte. So behielten wir doch das geliebte Kind in unſrem Schloſſe. Auch verdoppelte Wiarda ihre

Liebe zu uns; wenngleich ſie ein ganz anderes Weſen ward und gar zu gern gen Rom pilgern wollte, um ſich taufen zu laſſen. Unſeren Einwänden begegnete ſie durch die geheime Mittheilung, daß ſie vom Klauſner ein ſilbern Kreuzlein erhalten habe, das ſie vor böſen Zauberern ſchütze, ſobald ſie es auf der Bruſt trüge. Dem mochte wohl auch ſo ſein; wenigſtens verging längere Zeit, ohne daß unſerem Herzenskinde irgend etwas Nachtheiliges zugeſtoßen wäre.“

Hier machte der Graf eine Pauſe. Man merkte ihm an, daß ihm das Erzählen, namentlich des Folgenden, ſchwer fiel. Doch beherrſchte er ſich vor dem Fürſten und fuhr fort:

„Da geſchah es einſt, daß ein reicher, vornehmer Herr aus Böhmen hier anlangte, um ſich um Wiardas Herz und Hand zu bewerben. Er ließ Nichts unverſucht, ihr Herz zu rühren; doch blieb Wiarda feſt und entgegnete ihm: ‚Es möge Niemand ihrer zum Weibe begehren. Nur dem Himmel ſolle ihr Leben gewidmet ſein‘. Hierüber ergrimmt, reiſte der Böhme ab. Von nun an ward uns um

Wiarda's Sicherheit bange, zumal man uns zugeflüſtert hatte, jener reiche Böhme ſtünde im Rufe eines böſen Zauberers. Der Macht des Kreuzes wenig vertrauend, warnte ich Wiarda, als ſie eines Tages allein draußen vor dem Schloſſe luſtwandelte. Plötzlich hörte ich oben in der Luft etwas rauſchen und erſah einen von zwei Greifen gezogenen Wagen mit Blitzesſchnelle herabkommen, darin der Böhme ſaß. Entſetzt eilt' ich hinaus, um Wiarda zu ſchützen. Doch ehe ich ſie erreichte, hatte der Schurke ſie ſchon gepackt und war mit ſeiner Beute durch die Luft davongefahren. — Ach! ich höre das geliebte Kind noch ſchreien: ‚Vater! Mutter! helft, helft mir Armen!“ — —

Der Graf und ſein Gemahl waren untröſtlich und begannen, laut zu ſchluchzen, alſo, daß auch die Gäſte tief ergriffen wurden und nicht wagten, durch weiteres Fragen den Schmerz der Aeltern wieder aufzuwühlen. Diesmal war es die Gräfin, die zuerſt Faſſung gewann und zum Schluſſe erzählte:

„Wir alle ſchmäheten auf den Chriſten und das Kreuz. Nichts war es mit deſſen Kraft wider

Zauberei. Doch als wir in Wiarda's Kemenate weilten, fanden wir das ſilberne Kreuzlein allda liegen. Wir hatten dem Kreuze Unrecht gethan. Durch deſſen Beſitz war Wiarda allzu ſicher geworden; beim Hinausgehen hatte ſie es vergeſſen gehabt, alſo, daß nunmehr der Böſe Macht über ſie erlangte. — Jahrelang verzehrten wir uns in Gram und Kummer, ohne über das Schickſal unſres Lieblings etwas zu erfahren. Da begab es ſich, daß derſelbe Klauſner einſt zu uns kam und uns mittheilte: ‚Wer des Kreuzes vergißt, über den hat das Böſe Gewalt. Alſo geſchah es Wiarda, als ſie, irdiſcher Verſuchung zum Umherſchweifen unterliegend, des Kreuzes nicht achtete. Nun ich mich bemühete, ſie aus der Gewalt des böſen Zauberers zu erretten, ergab ſich zwar, daß ſie dieſem niemals eingewilligt, die Seine zu werden; aber auch mein Mühen hatte Nichts genützt. Weil jedoch Wiarda ſich deſſen erinnert, der am Kreuze gehangen; weil ſie ſich frei und offen zum Chriſtenthum bekannt, ſo iſt ihre Seele gerettet worden. Vor einem Jahre iſt ſie ſelig und ergeben im Herrn entſchlafen. Darum

trauert nicht! ihr Geiſt lebt ſelig droben im ewigen Reiche unſeres Gottes. Doch wollet Ihr, die Ihr hieran nicht glaubet, die entſeelte Hülle Eures Lieblings ſehen, ſo gehet mit mir am nächſten Vollmondsabend zum Kottmarberge. In deſſen Innern werdet Ihr ſie finden'. Alſo der Klauſner".

Hier ſchwieg die Gräfin in ſtiller Wehmut. Als der Fürſt frug, ob ſie den Leib der Holdſeligen erſchaut hätten, antwortete der Graf mit einem ernſten: „So war es!".

Das traurige Schickſal der blühenden edlen Maid hatte den Fürſten erſchüttert. Gern hätte er noch mehr gehört, gern die Maid im Kottmar geſehen. Auf ſeinen Wunſch entgegnete der Graf nach einigem Bedenken:

„Du biſt der Fürſt des Landes; biſt mächtig und weiſe, und kennſt eine Menge Dinge, die uns verſchloſſen ſind. Darum ich denn auch glaube, du biſt edel. So will ich dir denn gern das Ruhebett Wiarda's zeigen, doch erſt morgen, da der Mond voll iſt."

Alſo geſchah es auch. Der Vollmond ſchien in

warmer Nacht, und die Tannen dufteten, als der Graf nebst seinem Gemahl und dem Fürsten einem Felsen des Kottmarberges zuschritt. An einer Stelle des Felsens, wo sich ein schön blauer Nebelballen zeigte, machten sie Halt. Der Nebel verzog sich; tief im Felsen drin ward eine schwere erzene Thür sichtbar. Der Graf flüsterte einige Worte. Da wich die Erzplatte und die Drei schritten durch einen dunklen Gang, bis sie in ein tageshell erleuchtetes Gewölbe kamen. Hier lag in einem krystallenen Sarge Wiarda, rosig und holdselig, wie sie im Leben ausgesehen. Die trauernden Aeltern fielen auf die Knie und weinten. Den Fürsten aber ergriff unsäglich Weh und große Sehnsucht, die wonnige Maid lebend zu sehen. Eine innige Liebe entstand in ihm zu diesem holden Wesen, dergleichen er noch nie so schön gesehen

Und dieser mächtigen Sehnsucht der Liebe ward er auch nicht los, als er am folgenden Tage nach warmem Abschiede weiter reiste nach Osten zu. Zwar beschäftigten ihn auch andere Gedanken, vornehmlich die große und tiefe Trauer der unglücklichen

Aeltern, ſowie der Umſtand, daß dieſe Trauer, weil von Heiden des neunten Jahrhunderts empfunden, im 19. Jahrhundert von beſonders klugen Leuten, die nicht wiſſen, daß der Menſch zu jeder Zeit Menſch geweſen, ohne Weiteres den ſo oft mißbrauchten Beinamen ‚anachroniſtiſch' erhalten haben würde. Indeſſen drängte ſich in Mittſcherlichs Innern jene Liebesſehnſucht immer wieder von Neuem hervor. Erſt nach mehr als einſtündigem Ritte wurden ſeine Gedanken abgelenkt.

Vor ihm lag ein ſaftiges Wieſenthal mit einem munteren, waſſerreichen Flüßlein; am anderen Thalufer ein ſteiler Waldberg, an deſſen Fuße ein reges Leben herrſchte. Hier ward fleißig gebaut. Bald befand ſich der Fürſt unter der Menge, aus Slaven beſtehend. Auf ſeine Frage nach ihrem Beginnen hieß es:

„Wir wollen uns hier niederlaſſen und Häuſer bauen."

„Wer iſt Euer Oberhaupt?", frug Mittſcherlich weiter.

„Unſer Häuptling heißt Mlink", berichtete ein Greis, „und ſein Gemahl Marja".

„Und wo ſind ſie?“

„Sind droben auf dem Berge.“ —

Der Bergwald barg eine große Wildniß von ſtarren Felsgebilden und Dickicht. Doch war dieſes an mehreren Stellen ſchon beträchtlich gelichtet worden, alſo, daß der Fürſt mit den Seinen unſchwer bis zum Gipfel reiten konnte. Hier traf er auch den Häuptling mit deſſen Gemahl. Mißtrauiſch ging ihm Mlink einige Schritte entgegen und frug barſch, wer er ſei und was er wolle. Wiewohl nun Mittſcherlich ſich als oberſten Fürſten dieſer Lande zu erkennen gab, hatte doch Mlink keine Luſt, ihn anzuerkennen; forderte ſogar finſter, er ſolle ſich entfernen. Und als der Fürſt ihn darob ſcharf zu Rede ſetzte, befahl Mlink ſeinen Schaaren, die fremden Eindringlinge mit Gewalt zu vertreiben. Dem Gefolge Mittſcherlichs ward bange. Dieſer aber lachte ob der Drohung und rief mit Donnerſtimme: „Amate inter vos!“

Plötzlich entſtand unter den Slaven ein heilloſer Wirrwarr. Sie faßten ſich und hieben aufeinander los, ſo daß Mittſcherlich vor Lachen faſt

vom Pferde gefallen wäre. Endlich gebot er mit dem Rufe ‚Satis est!‘ Ruhe. Anfänglich hatte Mlink wie verſteinert über dieſe Prügelei zugeſehen. Als dieſe zu Ende, drang er aber wüthend mit dem Schwerte auf den Fürſten ein. Hätte er es doch unterlaſſen; denn nunmehr rief jener ihm ganz allein zu: „Amate inter vos!“; nunmehr begann Mlink, ſich ſelbſt durchzuprügeln zum Ergötzen Aller, ſelbſt Marja's, welche glauben mochte, ihr Gemahl mache nur Spaß. Erſt nach Mittſcherlichs ‚Satis est!‘ ließ Mlink von der Selbſtpeinigung ab.

So erzeugen Wuth und Leidenſchaft zumeiſt eigene Qualen.

Der Häuptling erkannte, daß der Fürſt ihm an Macht, Kenntniſſen und Bildung weit überlegen war und hielt nunmehr für räthlich, ſich mit ihm gut zu ſtellen. Das hat ſich in dieſen Landen auch fortgepflanzt bis auf die heutige Zeit, da doch die Slaven erſt durch deutſche Bildung Etwas wurden.

Der Friede war geſichert. Mlink ließ Wein bringen. Man ſchlug ſich, man vertrug ſich. Auch das hat ſich fortgepflanzt bis auf die heutige Zeit.

Nach manchem ‚Prosit!‘ hinüber und herüber kam die Rede auf die geplante Niederlaſſung, von welcher der Häuptling berichtete. Mlink hatte Marja geliebt, war aber von deren Vater ſchroff abgewieſen worden. Voll Kummer bat er die Wunderfee Pschipowicza um Beiſtand. Und dieſe half auch und bearbeitete Marja's Vater dermaßen, daß deſſen Herzenseis mälig zu ſchmelzen begann. Mlink war ſodann in die hieſige Gegend gekommen, hatte vom Berge aus die ſchöne Landſchaft geſehen und laut ausgerufen: „Jos sso mi lubi!“ das iſt verdolmetſchet: „Hier gefällt es mir!“. Alsbald beſchloß er, ſich hier niederzulaſſen und begann zu bauen. Unterdeſſen hatte auch Marja's Vater eingewilligt. Die Liebenden kriegten ſich, zur Freude aller damaligen Romanleſerinnen, und waren gegenwärtig bereits imſtande — nein, im Stande der Ehe.

„Uebrigens iſt mir die Niederlaſſung gar nicht ſo leicht geworden“, erzählte Mlink beim fröhlichen Mahle. „Urſprünglich wollte ich ſie hier oben auf dem Berge gründen, weil Marja große Freundin

ſchöner Ausſicht iſt. Aber wunderbar! — Jeden Morgen waren die Bauſteine verſchwunden, die ich Tags zuvor hatte heraufſchaffen laſſen. Später ergab ſich, daß in jeder Nacht ein weißes Pferd heraufſchlich und die Bauſteine regelmäßig wieder herunterkollerte, alſo, daß ich darauf leider beſchließen mußte, mich unten anzubauen, was meiner Marja auch recht war; ſie meinte: vonwegen der Wäſche und dem Fluſſe".

Hierauf verſetzte der Fürſt mit Würde:

„Wohl deinem Gemahl, das über die Freude an der ſchönen Gotteswelt die Hausfraupflichten nicht vergißt! — Im Uebrigen, mein lieber Mlink, kannſt du Zweierlei hieraus erlernen. Einmal: daß es nie gut gethan iſt, gar zu hoch hinaus zu wollen. Zum Andern: daß man über ein Uebel nicht klagen ſoll, wie du über das weiße Pferd klagſt; denn es hat oft etwas Gutes im Gefolge. Wäre deine Anſiedelung auf dem Berge geſchehen, ſo würde ſie im neunzehnten Jahrhundert ſehr weit ab vom Eiſenbahnhofe zu liegen gekommen ſein. Das freilich konnteſt du nicht wiſſen".

Dieſe Rede erſchien dem Häuptling räthſelhaft, darum der Fürſt ihm von der Kraft des Dampfes und was Alles hieraus erſtanden iſt, erzählen mußte. Hierbei erfuhr Mittſcherlich, was man noch heute alle Tage erfährt: daß eine Rede, ein Bericht, oft unklar und unverſtanden bleibt, weil der Berichterſtatter, ſich ſelbſt wohl klar, doch für Andere zu viel Vorausſetzungen macht. Dem Häuptling blieb es räthſelhaft.

Die Deutſchen in Mittſcherlichs Gefolge vermochten nicht, den Ausruf Mlinks ſich zu merken. Sie hatten nur noch ‚Josmilubi‘ im Gedächtniß, woraus ſpäter — nach Analogie von halopex, pix, pax, pux, Fuchs, — Smilubi, Lubi, Lubau, Löbau (resp. Altlöbau) geworden iſt, in deſſen Mauern noch heut mancher Fremde ausruft: „Hier gefällt es mir!“, wenn die Stadt auch kein Weltbad geworden iſt.

Es waren luſtige Zeiten, die der Fürſt hier verlebte, alſo, daß ein Monat nach dem anderen dahinſchwand wie Minuten.

Nur Eines fehlte ihm: Ein Glas baieriſch Bier;

fortwährenden Weingenuß bekommt man ſatt. Er entſann ſich aus ſeinem Jahrhundert, daß er im Löbauer Rathskeller hin und wieder vortrefflichen Stoff getrunken. Dieſe ſchöne Erinnerung ſteigerte ſeinen Bierdurſt bis zum Vergeſſen des Umſtandes, daß er doch jetzt um 1000 Jahre zurücklebte. Als er nun nach dem Rathskeller frug, ward er ſelbſtverſtändlich nicht verſtanden.

„Du meineſt wohl den Geldkeller“, ſagte einer der Mlink'ſchen Räthe, „der iſt auf halber Höhe des Berges und enthält geheimnißvolle Schätze, aber nicht den Trank, den du meineſt“.

So mußte Mittſcherlich ſein Verlangen nach Bier unterdrücken; doch nicht für immer. Nicht lang darauf ward's ihm erfüllt; ſehr reichlich ſogar ſpäter, im fünfzehnten Jahrhundert zu Zittau. An Stelle jenes trat ein anderes Verlangen, das: Als Fürſt auch etwas Gutes zu ſtiften. Hierzu bot ſich auch Gelegenheit dar. Ein Chriſtenmiſſionar war zu den Slaven gekommen, die Heiden zu bekehren. Das hätte dieſem das Leben koſten können, wenn Mittſcherlich ihn nicht beſchützt hätte. Der drang

ſogar darauf, daß Mlink den Wanderprediger zur Tafel ziehe, was der Häuptling, der des Fürſten ‚Amate inter vos' noch im Gedächtniß haben mochte, ſchließlich auch that. Und das war von ungeheuerer Bedeutung für den Ort. Denn, nachdem der Miſſionar in ſeinen Mittheilungen bei Hofe in höchſt überraſchender Weiſe vom Untergange Czorneboh's und Bileboh's berichtet, wurden Mlink und ſeine Leute voll Schreckens, alſo, daß ſich ihrer etliche taufen ließen. Und wer weiß, ob die Löbauer von heute zu den Chriſten gehörten, wenn Mittſcherlich nicht geweſen wäre. Darum denn der Gedanke nur pietätvoll, dieſem hochverdienten Manne ein Denkmal zu errichten, etwa an der Stelle, allwo dereinſt eine Verordnungstafel hing, fordernd: „Bei Strafe Schritt fahren".

Was aber der Miſſionar erzählte, hatte manch Einen tief ergriffen; denn Alles ging darauf hinaus, daß in der Welt des Geiſtes ein gewaltiger Umſturz geſchehen war. Der Sieg des Chriſtenthumes über die heidniſchen Götter hatte einen Sturm der erregten Gemüter erzeugt, wie ihn Mittſcherlich nur

mit der großen Bewegung der Reformationszeit vergleichen konnte. Mit geſteigerter Aufmerkſamkeit hörte er dem Berichte zu, daraus ſich Wunderbares ergab:

Droben, im Walde des hohen Berges, mehr als eine Meile weſtlich von Mlinks Niederlaſſung entfernt, hatte Czorneboh ein prachtvolles Schloß ſtehen. In dieſem ging er eines Tages finſter grollend hin und her, denn es waren Chriſten gekommen, die ihm die Gemüther der Wenden abſpenſtig machten; nicht durch Lockung, oder Schwert und Gewalt — denen hätte er wohl getrotzt —, ſondern durch die Macht der Ueberzeugung. Das merkte der ſchwarze Gott namentlich an der wachſenden Verringerung der Opfer, die ihm die Wenden ſonſt darbrachten zur Stillung ſeines Zornes. Darüber wüthend, hauſte er mit Feuer und Hagel unter den Abtrünnigen, mußte aber hierbei zu ſeinem Ingrimm bemerken, daß der Hagel, der den Aeckern der chriſtlich gewordenen Wenden galt, als unſchädliches Waſſer herabfiel und daß das Feuer nicht zündete. Wohl gelang es dem raſenden Gotte, die Felder der

Chriſten mit Steinen zu überſäen, die er von ſeinem granitenen Berge herabrollen ließ, alſo, daß der Boden der Lauſitz noch heut in der Beſchaffenheit ſehr wechſelt; — doch was er auch wüthen mochte, ſeinen Sturz ſah er ſicher voraus. In dumpfes Brüten verloren, überdachte er den herben Verluſt ſeiner Herrſchaft über die Menſchen; die beſaß er ebenſo, wie ſein Feind: der Bileboh, der weiße oder gute Gott, der nicht weit von ihm auf einem anderen, hiernach benannten Berge ſeinen Sitz hatte. Wohnen doch Böſes und Gutes wie häufig nahe beieinander. — War nun Czorneboh ſchon dem Weſen nach dem Bileboh Feind, ſo auch deßwegen, weil letzterer ſich vielfach bemüht hatte, das liebreizende Töchterlein Czorneboh's — wo immer es anging — im Guten zu erhalten, was ihm auch gelungen war. Trotz ſolcher Verſchiedenheit hatte Czorneboh ſein Töchterlein zärtlich lieb. Um ſo mehr mußte ihn deſſen Schickſal bang beſchäftigen. Was ſollte aus der lieblichen, göttlichen Maid werden, was aus den unermeßlichen Schätzen des ſchwarzen Gottes, wann dieſer ſelbſt zu Grunde ging? —

Czorneboh beſchloß, zu ſterben. Aber die Nachwelt ſollte weder ſeinen Reichthum, noch ſein Töchterlein haben; darum er jenen verſenken, dieſe untergehen laſſen wollte. Als er aber ſein liebreizendes Töchterlein zu ſich kommen ließ, um den trüben Beſchluß zu verkünden, ward es ihm doch ſchwer, denn die holde Maid blickte ſo lieb und traurig darein, daß er ihr unmöglich ſagen konnte, er wolle ſie tödten. Darum ſann er einem Auswege nach, welcher gar zärtlich erſchien und doch dieſelbe Wirkung hatte.

„Lieb Töchterlein", ſagte Czorneboh, die Maid umfangend, „meine Macht geht zu Grunde. Nicht mag ich dem neuen Chriſtengotte im Kampfe den Sieg gönnen. Daher habe ich beſchloſſen, zu ſterben, meine Schätze im Schloßhofe zu verſenken und dich — — dich will ich in ein lieblich Veilchen verwandeln, das gar wonnig duftet. Nur aller hundert Jahre einmal ſollſt du zum Leben erwachen, das iſt: in der Walpurgisnacht —" und nun kam ein bemäntelt Zugeſtändniß, das der Maid Hoffnung geben ſollte, nicht für ewige Zeiten zum Tode ver-

Zu Seite 99.

dammt zu ſein: „Wenn um dieſe Zeit“, fuhr Czorneboh gedrückt fort, „ein herzensreiner junger Mann kommt, dich als Veilchen zu pflücken, ſo ſoll dieſer dich und alle meine Schätze haben“.

Der Böſe glaubte nicht, daß es jemals einen Herzensreinen geben werde, daher ſeine Verheißung im Grund ſoviel als ewiges Verſenken in Nichts war.

Als die ſchöne wonnige Maid dies vernommen, barg ſie ihr Köpfchen an der Bruſt Czorneboh's und weinte bitterlich. Sie wußte von jeher, daß bei ihm Denken und Thun unwiderruflich Eins waren. Ihren ſanften ſchönen Augen entquoll ein reicher Thränenſtrom. Sie fühlte, wie ihr zarter Leib von unten auf ſich zu Stiel und Blättchen geſtaltete. Erſt nachdem ihr Herz und Haupt zur Blume des lieblichen Veilchens ſich verwandelten, hörte ihr Weinen auf und ein ſüßes Duften verbreitete des Veilchens Kelch rings umher, darinnen wie vom Thau ein einziger heller Tropfen lag. Der war der Lieblichen letzte Thräne. — Czorneboh beeilte ſich, das Blümchen in den Boden des Schloßhofes einzuſetzen und ſeine Schätze im Nu zu ver-

ſenken; denn er merkte, daß ein Chriſt herbeikam. Dieſer ließ auch nicht lange auf ſich warten; in kurzer Zeit erklomm er den letzten Aufſtieg und pflanzte ein Kreuz vor dem Schloſſe auf. Da ſchrumpfte dieſes zu rohem Geſtein zuſammen. Czorneboh aber, als er dies erſah, ward wie verſteinert und blieb es auch für ewige Zeiten.

Wer jetzt von Nordweſt aus den ſchönen Berg beſteigt, um ſpäter von dem Gipfel aus die weite, weite Ausſicht zu genießen, ſieht noch heut mitten im hochgelegenen Walde die Felſenreſte der Umfaſſungsmauern der inneren Theile. Die Oeffnungen darin waren dereinſt ſchöne Thore und wohlverzierte Fenſter. Wilde Felsſtücke liegen inmitten als Ueberreſte ehemalig koſtbarer Säulen. Zwiſchen ihnen in weichem Mooſe ſteht das Veilchen und durchduftet lieblich zu Walpurgis die ganze Gegend. Leiſes Flüſtern zieht durch den mondbeglänzten, einſtigen Schloßhof mit deſſen vergrabenen Schätzen, als wollte das Veilchen den nahenden Jüngling fragen: „Biſt du reinen Herzens? So komm und pflücke mich!“ — Es iſt auch mancher Jüngling kommen, mocht aber

nicht reinen Herzens gewesen sein; sonst würde es nicht noch heut in diesen zauberhaften Räumen flüsternd predigen:

„Willst du die höchsten Schätze haben, so sei reinen Herzens! — Wer solche aber nur in Gold und Silber sucht, der irret sich; denn der höchste Schatz ist des Veilchens Sinnbild: die Demuth. Pflücke es, hege es, und du hast mehr als Gold und Edelstein".

Und als die alten Wenden, so auch n a ch des Schlosses Verschrumpfung dem schwarzen Gotte hier zu opfern kamen, aus dem Gemäuer Stimmen vernahmen, die da sagten: „Der Christen Gott kann Böses wohl zulassen, aber auch stürzen, wie er will. Doch selbst noch aus dem Bösen vermag er Gutes entsprießen zu lassen, wie dieses Veilchen" — da ließen die alten Heiden mälig vom Gotte Czorneboh ab und nannten nur den Berg noch so. Sie wandten sich zum Christenthum und blieben gute Christen bis auf die heutige Zeit. — —

Wie im Traume die Monate dahinsausen gleich Stunden, so war auch auf des Fürsten Reise die

Zeit verflogen mit Blitzesſchnelle. Unmerkbar hatte ſich der Winter verzogen, der blühende Lenz Eingang verſchafft. Nachdem der Fürſt die Umgegend von ‚Hiergefälltesmir‘ noch bereiſt und nach gutem Abſchiede von Mlink weſtwärts zog, war bereits eitel Maienluſt und Vogelſang. Die Nacht aber der heiligen Walpurga, da es zum erſten Maientage übergeht, erklang in wunderlichem Getön. Kaum hatte der Fürſt begonnen, den Berg des weiland ſchwarzen Gottes emporzuklimmen, als er im Walde ein Flüſtern hörte, das oft in lautes Geſchrei und Gezänk überging. Schattenhafte Geſtalten mit verzerrten Geſichtern ſchwebten um ihn her und ſuchten ihn zu ſtoßen. Das waren verdammte Seelen böſer Menſchen aus allen Ständen, die es bei Lebzeiten mit dem ſchwarzen Gotte gehalten. Doch Keines wagte, Ernſt zu machen, dieweil die Geiſter von der Macht des Fürſten wußten, zumal von ſeiner ſchrecklichen Zumuthung ‚Amate inter vos‘ nebſt Selbſtpeinigung, und ſie hatten doch ohnehin Pein genug zu leiden.

Je höher Mittſcherlich ſtieg, um ſo toller ward

der Spuk. Doch mied er den Gipfel und wandt ſich der tiefer liegenden Stelle zu, allwo die verſchrumpften Ueberreſte von Czorneboh's Schloſſe ſtanden.

Hier hätt er gar zu gern deſſen lieblich Töchterlein geſehen.

Zwar entſann er ſich, daß nur ein herzensreiner Jüngling dieſes Glückes theilhaftig werden konnte. Zwar geſtand er ſich ein, daß er bis zur vollen Reinheit noch einer ſehr großen Wäſche bedurfte; ebenſo: daß er doch eigentlich mit der ſchönen Juditha vermählt ſei. Indeſſen ſchwanden ihm alle Bedenken vor der brennenden Sehnſucht, die holde Maid zu ſehen. Er erinnerte ſich ſeiner Fähigkeit des Unſichtbarmachens, und hoffte, durch Liſt die Wundervolle aus dem Veilchen hervorzuzaubern.

Leiſe ſchlich er ſich dem Gemäuer zu. Durch den duftenden Wald drang das magiſche Licht des Vollmondes. Magiſch auch ertönte eine liebliche Muſik, gleichwie von Ferne. Und doch mußten, die ſie erzeugten, ganz in der Nähe ſein.

Jetzt hatte er die Ruine erreicht. Er machte

ſich unſichtbar und trat vorſichtig ein. Die Muſik verſtummte.

Der Fürſt ſprach mit gedämpfter Stimme:

„Spirite, non omnibus dormi! komm hervor!“.

Hierauf entſtand ein roſiges Licht, das nicht durch die Maueröffnungen nach Außen drang. Dabei ward der Veilchenduft immer lieblicher und ſtärker, alſo, daß der Fürſt hoffen konnte. Ermuthigt flüſterte er weiter:

„Süße, wonnige Maid, erſchein! — Ein herzensreiner Jüngling ſteht vor dir und begehret dein!“

Plötzlich ertönte die ſanfte, wohl unterirdiſche und doch überirdiſche Muſik wieder. Es war, als ob in einem Dome weiche Mädchenſtimmen ſich mit Aeolsharfenklängen miſchten. Aus den Blättern des Veilchens drang ein einziger Strahl des roſigen Lichtes, noch ſchöner und lebhafter als das der Umgebung. Das Strahlenlicht begann, ſich in ſich zu bewegen; es nahm beſtimmtere Formen an, und ehe ſich's der Harrende verſah, war aus dem Strahle der zarte, edel geformte Leib eines wunderbar ſchönen Mägdleins geworden, ſo weiß und fein, als

beſtünde er aus Alabaſter. Mit unbeſchreiblich lieblichem Behagen, wieder die frühere Geſtalt zu beſitzen, ſtreckte die Wonnige ihre weißen Arme empor, blickte entzückt nach Oben und ſog, im Hochgenuß des ſeltenen Lebens ſchwelgend, die von Veilchenduft durchwürzte, reine Waldluft ein. Darauf mochte ſie der Anrede des herzensreinen Jünglings gedenken und ſchaute ſich holdſelig um.

Berauſcht ſtarrte der Fürſt die liebliche Erſcheinung eine Zeit lang an. Sein Herz ward von unendlicher Liebe zu der entzückenden Maid ergriffen. Schnell machte er ſich ſichtbar, that einige Schritte vor und mit dem Liebesgeflüſter: „Du ſüßer Engel, ſei mein!“, breitete er die Arme nach ihr aus, ſie zu umfangen. Das ſüße Mägdlein aber, als es ſeiner gewahrte, ward es tief traurig. Eine Thräne entquoll ihrem blauen Auge, und ebenſo ſchnell als ſie Leibesgeſtalt angenommen, verwandelte ſie ſich wieder zu roſigem Lichtſtrahle. Und als der Liebende die Arme darum ſchlang, verſchwand der Strahl ganz, alſo daß jener nur Luft an ſein ſtürmiſch pochendes Herz drückte.

Die Muſik war verſtummt, das roſige Licht erloſchen. Der Mond verhüllte ſich, und aus den Geſteinen zuckten einzelne Flämmchen hervor. Darauf ward es ſtockfinſter, alſo, daß der Getäuſchte nicht wußte, wo aus und wo ein.

Erſt nach geraumer Zeit des Beſinnens merkte er, daß jene Flämmchen vom Bludnik herſtammten. Dem traute er aber nicht, daß dieſer ihm den Weg bis zum Fuße des Berges richtig vorleuchte. Daher drehte er ſeinen Ring und war im Fluge wieder unten bei ſeinem Gefolge.

Inzwiſchen war es heller geworden, ſo daß die Ritter ihm verkünden konnten: Wie ſie bemerkt, baue man etwa eine Meile nördlich eine Stadt. Schon ſei ein Schloß, links der Spree, ſowie Thürme und Häuſer zu ſehen, wo vor 4 oder 5 Jahren noch Alles kahl geweſen.

Das war der Anfang von Budiſſin, jetzt Bautzen.

Doch Mittſcherlich empfand keine Luſt, dorthin zu reiſen. In ſeinem Herzen wogte es bunt durcheinander. Die heftigſte Liebe zu Czorneboh's ſchönem

Töchterlein; der Schmerz, von dieſer nicht als herzensrein anerkannt worden zu ſein; die Vorwürfe wegen Hintergehung Judith's — Alles das beſchäftigte ihn ſo ſehr, daß er Budiſſin Budiſſin ſein ließ und ſich ſchließlich wieder ganz ſeiner unglücklichen Liebe hingab.

Traumverloren ritt er weiter nach Weſten zu. Dabei gelangte er nach nicht allzulanger Zeit auf einen hohen Berg, von deſſen Gipfel ſich die ſchönſte Ausſicht auf andere Berge darbot, in das liebliche Spreethal und — hier ſah er auch Großpoſtwitz wieder. Das erweckte in ihm ſeltſame Erinnerungen, vom Schlachten eines ſchwarzen Katers und Hahnes und einer Schlange. Und deren Blut hatte er doch, mit Bilſenkraut vermiſcht, dem Freunde in's Angeſicht geſtrichen? Wo aber war Uhlemann? Schmerzlich bewegt rief er deſſen Namen laut aus. Da verſchwand plötzlich das ganze Panorama vor ſeinen Augen. Es wurde Alles dunkel und wirr, und ihm war, als höre er ganz deutlich ein ‚Hm?' und lautes Schnarchen. Doch bald traten die früheren Bilder wieder hervor und Mittſcherlich bemerkte,

daß ſich auf dem Berge vor ihm Etwas regte. Als er näher zuſchaute, entdeckte er drei geiſterähnliche Geſtalten. Dieſe mochten ſeine Gedanken errathen haben, denn eine von ihnen ſagte: „Wir haben nicht geſchnarcht. Was du vernahmſt, kam aus dem Innern des Berges. Hier ruhen ſieben Wenden-Könige mit ihren goldenen Kronen. Sind einſt in einer Schlacht von den Deutſchen allhier beſiegt worden. Unter dieſen ſieben Steinen liegen ſie begraben. Ziehe von hinnen und laſſe ſie in Frieden".

Da merkte Mittſcherlich, daß er auf dem Dromberg ſtand, der früher Kronen- oder Thronberg geheißen. Er hatte keine Neigung, von den Geſtalten Näheres zu erfragen und ritt von dannen, in tiefes Sinnen verloren. Nicht bemerkte er die ſonderbaren Weſen, die ſich ihm unterwegs zeigten; nicht die weißbekleidete Mittagsfrau aus Diehſa, welche die Landleute zur Arbeit aufmunterte und ſie durch Fragen beläſtigte. Wehe ihnen, wenn ſie nicht antworten konnten! um ihre Köpfe war's geſchehen.

Was den Fürſten ſo gleichgiltig gegen ſein Umgebung machte, war die heiße Liebe zu Czorneboh's Töchterlein. Er ward der Leidenſchaft nicht los. Erſt als er wieder in Juditha's Armen lag, wandt ſich ſeine Liebe ‚voll und ganz' inſonderheit ‚unentwegt' der geliebten Gattin zu. — — — —

„Halt!", wird hier vielleicht ein ſtrenger Kritiker mir, dem Berichterſtatter, zurufen. „Das iſt ein lapsus psychicus, wenigſtens ein lapsus memoriae. Du läſſeſt den Helden überglücklich mit Juditha leben, dann in kurzer Zeit zweimal bis über die Ohren verliebt ſein, um ihn dann plötzlich wieder zur ehelichen Liebe zurück zu bringen. So Etwas muß gerügt werden."

Nur gemach! — Vor einiger Zeit habe ich zwei neue Romane geleſen. In dem einen wird ein höchſt glücklicher Bräutigam feingebildeten Standes in wenig Monaten ohne alle Notwendigkeit zum vollendeten Vagabonden und Liebhaber einer hergelaufenen Dirne. In dem anderen ertränkt ſich ein Liebhaber nebſt Braut aus Verzweiflung im Meere. Er wird gerettet, verlobt ſich nach 8

Wochen mit der Nichte ſeines Retters, um ſchließlich bald darauf zu der Einſicht zu gelangen, daß er eigentlich deren Schweſter liebe, der er dann ſeine Neigung auch geſteht.

Und dieſe Romane hat die Kritik ſehr gelobt.

Deshalb hoffe ich, auch Lob zu ernten, auf welches ich ganz beſtimmt rechne. Iſt doch hier zumal von einem Märchen die Rede. Na! und Mittſcherlich, der mir einſt Alles erzählt, war ja noch Student.

Alſo: pari passus!

Drittes Kapitel.

— Der Wittwer Mittſcherlich macht ſich körperliche Bewegung. Er wird bei Wilthen vom ‚Ewigen Durſt‘ angeſteckt, durch die Kindsfrau von Döbſchütz aber gerettet. — Mittſcherlich lernt den Mann kennen, welcher Hunde führen bis Bautzen mußte. — Vom Pan Dietrich und dem Teufel. — Mittſcherlichs große Wirkſamkeit im Strombergſchloß bei Weißenberg. — Er beſucht die Zauberer von Neſchwitz, und darauf die Stadt Budiſſin, allwo er zwar nicht die Herkunft dieſes Namens kennen lernt, wohl aber 3 Klaſſen von Bewohnern, darunter den Franziskanermönch von Budiſſin. —

Raſend ſchnell war die Zeit nach Mittſcherlichs Rückkehr in's Kirſchauer Schloß verſtrichen, ebenſo ſchnell aber auch ſein Eheglück mit Juditha. Ob dieſe Etwas erfahren? Ob ihr Kunde geworden von des Gatten inneren Wandlungen im Kottmar

und in den Ruinen von Czorneboh's Schloß? — Das hat ſich trotz aller Forſchungen nie ergründen laſſen. Weit eher läßt ſich annehmen, Juditha hatte Nichts erfahren, denn noch 80 Jahre lang nach des Gemahls Rückkehr von der Rundreiſe hatte ſie dieſem liebend zur Seite geſtanden, bis ſie alsdann, nach 133jähriger glücklicher Ehe von Murawa heimgeſucht und der ſchönen Welt entrückt ward.

Mittſcherlich fühlte ſich vereinſamt, oder — wie manche Schriftſtellerin ſchreiben würde —: ‚unendlich‘ vereinſamt. Wie oft drückte er voll tiefen Schmerzes ſein — wie manche Dame ſchreiben würde —: ‚mit echten brüſſeler Spitzen beſetztes‘ Taſchentuch an die Augen und gedachte ſeiner Juditha; nicht ohne Reueſtachel, denn einige Vorwürfe hatte er ſich doch zu machen. Sinnend und grübelnd ſaß er da, ſein Haupt mit der — wie manche Frau ſchreiben würde —: ‚wohlgepflegten‘ Hand müde ſtützend. Zwar kam mancher ſeiner Unterthanen, ihn zu zerſtreuen; ſelbſt Bludnik verſuchte es. Aber dadurch ward es in ihm nur noch wirrer, alſo, daß er begann, ſich in das neunzehnte Jahrhundert zurückzuſehnen.

Endlich raffte er ſich auf. Eine Bereiſung der übrigen Theile des Landes ſollte ihn wieder in's richtige Gleis bringen. Es war auch hohe Zeit, ſich nunmehr um Budiſſin und andere Orte zu kümmern; denn der Zahn der Zeit hatte ſeit dem Aufenthalte auf dem Kron-, Thron-, oder Dromberge bereits mehr als 147 Jahre mit dem Wiſchtuche der Vergeſſenheit in das Meer ſchleierumhüllter Vergangenheit verſenkt.

Zwar nahm der Fürſt außer dem Aal auch den Zaubering mit, der ihn im Nu an andere Orte brachte; indeſſen ſpürte er, daß das lange, ſchmerzbrütende Stillſitzen ſeine Körperverfaſſung geſtört, das Blut verdickt hatte. Saxlener's verdünnendes Hunyadi János gab es damals noch nicht, ſo daß Mittſcherlich vorzog, ſich gründliche Bewegung zu machen. Schon beim Dorfe Wilthen fand er Gelegenheit hierzu.

Hinter der Kirche führt ein Fußweg nordwärts über einen Berg. Den beſtieg der Fürſt. Wohl ward hierdurch das Blut dünner, das Athmen leichter; aber ein brennender Durſt ſtellte ſich oben

ein, und die Schänke „Zum Jägerhaus“ beſtand zu jener Zeit noch nicht. Es ſollte noch ſchlimmer werden.

Je mehr er ſich dem dicht bewaldeten Gipfel näherte, um ſo unerträglicher und qualvoller ward der Durſt. Als er ſich endlich mit Mühe hinaufgeſchleppt und droben einer hämiſch lächelnden weißen Frau begegnete, ſank er ſchier verſchmachtend um und lag da wie leblos. Der brennende Durſt hatte ſeinen höchſten Grad erreicht. Auch dem Gefolge ſammt den Roſſen erging es alſo. Alle würden leider wohl geſtorben und unſere Geſchichte ebenſo leider nicht mehr fortſetzbar geworden ſein, wenn ſich der Todmatten nicht ein anderes Weib erbarmt hätte, das aus Döbſchütz war und gen Wilthen wanderte. Dieſe Frau aber hatte ganz naſſe Kleider an, von denen ſie ein Tuch den Verſchmachtenden auf den Mund legte, alſo, daß wenigſtens etwas Feuchtigkeit darein gelangen konnte.

Mittſcherlich kam wieder zu ſich und dankte der Frau. Dieſe, eine ehrbare Kindsfrau, warnte ihn vor weiterem Betreten des Wilthener Berges.

„Vor nicht zu langer Zeit“, erzählte ſie, „war eine Kollegin von mir zu einer hilfloſen jungen Mutter nach Wilthen berufen worden, ihr zu helfen. Die hatte großen Durſt und bat um einen Trunk Waſſers. Weil aber die junge Mutter einen Mann geehelicht, den jene Kindsfrau eigentlich hatte haben wollen, war dieſe voll Tücke und verweigerte den Labetrunk. In Folge deſſen iſt das junge Weib geſtorben. Seit jener Zeit muß die böſe Kindsfrau umgehen als ewiger Durſt; den behält ſie und kann ihn an keiner Quelle, an keinem Bronnen, Fluſſe oder See löſchen. Wer aber ihr begegnet, wird von dem brennenden Durſte angeſteckt.“

Verwundert hatte der Fürſt zugehört, ebenſo ihre Kleider betrachtet; daher er denn frug:

„Wie aber kommt es, daß du ſo naſſe Kleider haſt? Du kannſt dich ja erkälten!?“

„Die trocknen ſehr ſchnell und ſchaden nicht“, entgegnete die Lebensretterin; „ſintemalen ſie von einem guten Werke naß geworden ſind. Beim Dorfe Döbſchütz, woher ich komme, liegt ein kleiner See. Dort traf ich vor wenigen Stunden eine

Kröte, die mich gar traurig anblickte, alſo, daß ich um ihren Kummer frug. ‚Ach, liebe Frau!‘, ſagte da die Kröte, ‚da unten im See iſt ein jung Mägdelein, das der Waſſer-Nykus einſt hinabgezogen in ſein naſſes Reich und geehelicht hatte. Das liegt nun da und bedarf deiner und verzweifelt, daß du wohl nicht kommen mögeſt‘. Da hub ich mitleidig zu weinen an und ſagte, ich wollte wohl kommen. Sowie meine Thränen in den See fielen, öffnete ſich dieſer und ich fuhr mit der Kröte hinab. Da war aber ein wunderſchöner Palaſt, darinnen das Mägdelein. Da hab ich ihr getreue Dienſte gethan und ſie verhieß mir reichliche Belohnung, die mir werden ſollte, wenn ich wieder oben wäre. Da bin ich denn wieder hinauf geſtiegen und ward dabei ganz naß, alſo, daß ich mir dachte: ‚Es wird wohl Nichts mit der Belohnung ſein! aber was thut das; hab doch ſo gern geholfen und nicht um Gewinnes willen‘. Nun aber ſehe ich doch den Lohn vor mir: Ich hab euch Alle durch die Näſſe meiner Kleider vom Tode des Verſchmachtens gerettet. Und das iſt mir der ſchönſte Lohn“.

Während ihres Berichtes begann das Kleid an einigen Stellen wieder zu trocknen. Kaum aber hatte ſie die letzten Worte geſprochen, als alle noch naſſen Theile ſich plötzlich mit lauter Goldſtücken bedeckten. Hocherfreut raffte die Wackere die ſchweren Münzen zuſammen, barg ſie in ihre Schürze und eilte mit einem freundlichen pomei boh, das iſt ‚Grüß Gott!‘ von dannen.

Mittſcherlich aber machte, daß er davon kam und ſtieg mit ſeinen Rittern eilends den Berg hinab nach Poſtwitz, allwo bereits ein artig Schänklein ſtand, da, wo im neunzehnten Jahrhunderte Simon's fürtreffliche Bierſtube ſich aufgethan.

Von Stund an aber beſchloß der Fürſt, oben auf dem Wilthener Berge ein klein Schänkhaus zu errichten, auf daß Niemand verſchmachte, welcher der böſen Frau mit dem ewigen Durſte begegne.

Und das war nicht das geringſte der Verdienſte, die ſich Mittſcherlich während ſeiner faſt tauſendjährigen Regierungszeit erworben. Denn noch heut erlabt ſich manch ein bergſtürmender Bautzener in dem Schänklein auf dem Berge. Warum man

ſelbiges ‚Zum Jägerhaus‘ genannt, ſagt weder Gräve, Haupt, Dr. Gräße, noch das ‚Lauſitzer Magazin‘. Wohl aber ſteht in Schädelbein's Annalen: Ein Jäger aus Wuiſchke habe 100 Jahre darauf ſich der umherirrenden, ewig durſtenden Frau erbarmt und ihr einen Schluck Branntwein gegeben. Darauf ſei ſie erlöſt worden. Merkwürdiger Weiſe aber werde von da an jeder Forſt- und Jägersmann bis auf die heutige Zeit häufig von brennendem Durſt geplagt. Dieweil jedoch das Löſchweſen bedeutend vervollkommnet worden iſt, ſo haben es die überall beliebten Forſtmenſchen doch viel beſſer. Spricht man ja gegenwärtig ſogar von einem ſchönen Durſt. Auch, will uns bedünken, folgt hieraus eine gute Lehre. Denn wie es ohne Durſt kein rechtes Labſal giebt, ſo auch ohne Leid keine Freud. Darum wir ein Leid nicht mißgünſtig behandeln wollen, ſondern möglichſt ebenſo freundlich, wie einen ſchönen Durſt.

Doch das hat man von dem Einſchieben ſolcher nützlicher Lehren. Unterdeſſen iſt uns Fürſt Mittſcherlich entwiſcht. So ſchnell wir auch folgen,

holen wir ihn doch erſt beim Dorfe Raſchau ein, am Abhange des geheimnißvollen Berges gelegen, in welchem die 7 Wendenkönige ſchlummern.

Dort hielt der Fürſt mit ſeinem Gefolge ſtill. Ein am Boden kauernder Mann, welchem Naſe und Ohren abgeſchnitten waren, forderte ſeine ganze Aufmerkſamkeit und Theilnahme. Er ſchien ſich ſchon einige Zeit mit dem Manne unterhalten zu haben; wenigſtens hören wir nur noch den Schluß von Mittſcherlich's Rede:

„— und wer hat dir das angethan?"

„Der Ungarkönig", erwiderte der Mann. „Der iſt vor einiger Zeit zu behufiger Kriegsführung nach Budiſſin verzogen und —"

„Du biſt wohl ein Beamter?", unterbrach Mittſcherlich.

„Ich ein Beamter? Nein! — warum denn?"

„Nun, weil ſo viele Behörden ihr ‚behufig' nie laſſen können, und die Sprache verderben, indem ſie hartnäckig ‚verzogen' ſagen, ſtatt ‚gezogen', und Anderes mehr".

„Nein Herr!", rief der Mann, „ich bin weder

ein Beamter, noch verzogen; im Gegentheil! meine Aeltern waren in der Erziehung ſehr ſtreng. — Alſo: der Ungarkönig iſt hierher gezogen und hat dem deutſchen König Heinrich eine Kriegserklärung zugeſchickt. Dieſer aber, um ihm zu zeigen, wie wenig er ihn fürchte und achte, befahl, es ſolle ein Mann eine Anzahl räudiger Hunde zum Ungarkönig nach Budiſſin führen, welcher Hohn als Antwort zu gelten hatte. Zu dieſem mißlichen Geſchäft ward ich auserkoren, zur Strafe dafür, daß ich einmal geſagt: Sogar unter niederen Leuten gäbe es leichtfertige Menſchen. — Als ich nun die Hunde übergeben, ließ mir der ergrimmte Ungarkönig Naſe und Ohren abſchneiden und jagte mich davon". —

Mitleidig reichte der Fürſt dem Mißhandelten einige Goldſtücke und ritt weiter; er konnte jenem ja doch nicht helfen. Die Rohheit des Jahrhunderts widerte ihn an, alſo, daß ihn ein abermaliges Sehnen überkam, wieder in's neunzehnte zurückkehren zu dürfen. ‚Um wie viel beſſer iſt es doch bei uns', überdachte er. ‚Im neunten und zehnten Jahrhundert wird

für eine üble That die Naſe abgeſchnitten, während man im neunzehnten eine erhält! 's iſt ſonderbar'. Dabei fiel ihm ein, daß in einem Dresdner Vereine ein ſehr weiſer Mann kühnlich behauptet hatte, die Redensart ‚Hunde führen bis Bautzen' habe gar keinen Zuſammenhang mit dieſer Stadt. Hunde führen ſei überhaupt eine mißliche Sache und hierzu könne jeder andere Ort dienen. ‚Etwa Dresden?', dachte Mittſcherlich weiter. ‚Das iſt nun wieder ein Nachtheil meiner Zeit, daß man mit einem oberflächlich abſprechenden Urtheile ſehr ſchnell bei der Hand iſt. Der Bludnik ſtirbt nie aus'.

Und dieſer verſuchte auch jetzt ſeine Künſte. Wäre Mittſcherlich ihm gefolgt, ſo würde er nach Budiſſin geführt worden ſein. Hier aber hätte der wüſte Ungarkönig leicht auch ihm zu ſchaffen machen können. Daher beſchloß er, dieſe Stadt vorläufig zu meiden, an Stelle derer lieber Weißenberg aufzuſuchen.

Die Gegend bis dorthin beſtand in dichtem Wald mit wilden Ungethümen. Sogar in der Luft war's nicht geheuer; des Fürſten Ritter kannten

das und wie der Pan Dietrich als wilder Geiſt zum Schrecken der Menſchen die Luft durchſauſe. Das aber hatte ſondere Bewandtniß.

Urſprünglich war Herr Dietrich ein frommer Mann, der gern zur Kirche ging. Nun begab es ſich einſt, daß er ſah, wie der Teufel hinter dem Altare ſtand und die Namen derer, ſo während des Gottesdienſtes ſchliefen, auf eine Kuhhaut ſchrieb. Weil aber der Schläfer gar viele geweſen, ſo hatten deren Namen nicht alle auf der Haut Platz gefunden. Um ſelbigen zu beſchaffen, verſuchte der Teufel, die Haut auszudehnen; derhalb er ſie mit den Zähnen faßte und am andren Ende mit den Fäuſten zog. Nun aber brach dem Gottſeibeiuns doch ein Zahn aus, alſo, daß es einen Ruck gab und er ſich den Ellenbogen an die Wand ſtieß, gerade an's Mäuſel. Darob zog der Teufel eine Grimaſſe, ſo poſſirlich, daß Herr Dietrich hatte laut auflachen müſſen. So aller frommer Andacht bar, ward der Pan alsbald von einem Teufelspferde entführt und muß nun ſpuken.

„Hm!", brummte Mittſcherlich nach dieſem Be-

richte ſeines Gefolges, und überlegte: „Im neunzehnten Jahrhundert kann uns der Teufel Nichts mehr anhaben, wenngleich man uns Proteſtanten unabläſſig zum Teufel wünſcht. Indeſſen geht doch aus der Geſchichte hervor, daß — gleichwie Herr Dietrich gedacht haben mag, ein frommer Mann zu ſein und doch gefallen iſt — auch mancher Fromme und Unfromme unſerer Zeit nicht wähnen möge, unfehlbar zu ſein. ‚Sehe Jeder, wie er's treibe; ſehe Jeder, wo er bleibe, und wer ſteht: daß er nicht falle'. Das hat unſer Goethe auch erſt aus der biblia Wort: ‚Halte feſt, was du haſt, daß Niemand deine Krone raube'. — „Nun Kinder!", fuhr er laut fort, „vor dem Dietrich braucht Ihr Euch nicht zu fürchten. Weit gefährlicher iſt Dietrichine, wenn die auch leugnet mancher Kühne! — — Doch was iſt dies da vorn für ein ſteiler ſchwarzer Berg?"

„Das iſt der Stromberg bei Weißenberg", berichtete einer der Ritter. „Auch hier iſt's nicht geheuer. Schon vor der Entſtehung des Städtleins iſt auf dieſem Berge ein ſchönes Schloß gegründet worden, das aber zu Trümmern ging".

„Gerade wie bei uns“, fiel der Fürſt ein, „wo auch gar manche Gründung zu Trümmern geht, weil ſie doch nur ein Luftſchloß iſt von einem Luftikus. — Nun weiter!“

„Gleich darauf“, fuhr der Ritter fort, „ſind in die Trümmer Berggeiſter eingezogen, die man beileibe nicht necken oder ärgern darf. — Hier, hier!“, rief er darauf entſetzt; „das ſind wohl welche!?“

Bei dieſen Worten zeigte er auf etliche Geſtalten, die ſich in der Nähe des Berges ſehen ließen.

„Ho ho!“ rief Mittſcherlich. „Das ſind ja ſimple biedere Menſchen. Die thun uns Nichts“.

Und ſo war es auch. Die Menſchen waren brave Weißenberger, die auf des Fürſten Frage, zu was Ende ſie hier ſo ſinnend ſtünden, zur Antwort gaben:

„Ach Herr! wir haben ſo großen Durſt auf Bier —“

„Ich auch!“, rief Mittſcherlich lebhaft. „Weiter, weiter!“

„— Und haben doch keine Braupfanne. Die

Berggeiſter in den Ruinen auf dem Stromberge beſitzen aber eine ſolche, darum wir denn beriethen, wie wir's andrehen, daß ſie uns eine leihen möchten".

Als Mittſcherlich dies hörte und daß es eventualiter ein Glas Bier ſetzen könne, nach dem er zwei Jahrhunderte gelechzt, rief er eifrig:

„Kinder! da mach ich mit! — Haben wir die Braupfanne, dann gründen wir eine Aktienbrauerei, doch alſo, daß dieſe keine ſogenannte Dividendenjauche fabrizirt, ſondern echtes weißenberger bairiſch Bier, indeß mit einer Etiquette, auf der blos ‚Bairiſch Bier' ſteht. Dann fallen Alle 'rein, wie bei uns".

„In die Braupfanne?", frug ein Weißenberger.

„O wo denkſt du hin!", ſagte Mittſcherlich entſetzt. „Wer 'reinfällt, an dem iſt Hopfen und Malz verloren. Und das brauchen wir doch gerade. Nein nein! laßt uns überlegen, wie wir zu der Braupfanne gelangen. Am beſten iſt's, Ihr geht jetzt zu den Berggeiſtern und ſagt: ‚Edle Berggeiſter! Fürſt Mittſcherlich iſt hier und möcht' für's Leben gern einmal Bier trinken. Seid ſo gütig, uns

Eure Pfanne zu leihen. Wir bringen ſie Euch unverſehrt zurück".

Die Weißenberger ließen ſich bereden, doch alſo, daß ſie mit Zittern den Berg beſtiegen und mit Zagen ihre Bitte in die Ruinenräume riefen. Kaum war das letzte Wort gefallen, ſo hörten ſie eine dumpfe Stimme aus dem Erdreich ſprechen: „Haltet bei Sonnenaufgang unten am Berg mit einem Wagen, da werdet ihr die Pfanne erhalten. Nach dem Gebrauche aber leget ein blank Silberſtück und ein klein Weizenbrod hinein und bringet ſie wieder hierher. Nur ſo können und wollen wir Euch die Pfanne leihen".

In großer Freude eilten die Weißenberger zu Mittſcherlich zurück und berichteten ihm. Dieſer malte ſich nun ſchon die Erbauung einer großen Dampfaktienbierbrauerei aus und trieb zur Eile.

Am anderen Morgen ward ſo gethan, wie die Bergmännlein verlangt und unter großem Jubel die Braupfanne in Empfang genommen. Es währete nicht 3 Stunden, ſo war das Bier fertig, aber — auch bald ausgetrunken. Mittſcherlich hatte einen

furchtbaren Durſt. „A, wie das labt!“, rief er einmal über das andere aus und ſchnalzte mit der Zunge, ſo laut, daß Mittſcherlich plötzlich eine Stimme vernahm, gleich der Uhlemann's: „Was — was iſt denn?“. Doch ereignete ſich Nichts weiter darauf und es ward fortgebraut.

Nun geſchah es aber, daß die Weißenberger übermüthig wurden und einer von ihnen, Edler Juder, welcher abgeordnet war, die Pfanne wieder einmal zurück nach dem Berge zu bringen, das Weizenbrod aß, das Silberſtück in die Taſche ſteckte und die Pfanne beſchmutzte. Das hatte die Geiſter geärgert, alſo, daß ſie die Pfanne nicht wieder hergaben, nie wieder.

Das war nun ſchlimm. Der Uebelthäter entfloh und konnte nicht erwiſcht werden, um mit ſeiner Züchtigung die Bergmännlein etwa zu verſöhnen. Gleichwohl hätt Mittſcherlich gar zu gern noch mehr Bier gehabt. So beſchloß er denn, die Männlein einmal ſelbſt zu bitten.

Als der Vollmond ſeine milchweißen Strahlen auf die Schloßruinen ergoß, ſtieg der Fürſt mit ge-

zogenem Schwerte hinan Alles war mäuschenſtill; das Eingangspförtchen offen. Nicht ohne Herzklopfen trat er ein und befand ſich nach 7 mal 13 Schritten in einer weiten Halle, in deren Mitte eine mit Gold und Edelſteinen gefüllte Braupfanne und ein langer eiſerner Kaſten ſtand. Es war ſchier unheimlich hier. Doch was thut der Menſch nicht um des Bieres willen. Läuft er doch oft Stunden weit und das in großer Hitze, nur um das rauchige Lichtenhainer, die ſtinkige Goſe, oder das dünne, mutterkornhaltige böhmiſche Bier zu koſten.

In kurzer Zeit kam denn nun ein Bergmännlein nach dem andern herbei, in ſo großer Zahl, daß Mittſcherlich dachte: ‚Hier mußt du eine Rede halten! wenn ſie auch erzürnt ſind, wenn ich auch weder mit dem Schwert, noch mit dem Aal, noch mit dem Ringe Etwas ausrichten ſollte, ſo werden ſie doch die Weisheit meiner neunzehnjahrhundertſten Rede anſtaunen und mir die Pfanne aus Hochachtung gewähren‘. Darum trat er vor und hub an:

„Meine Herren! — Hochgeehrte Herren!“‘ ſetzte er ſchnell hinzu, denn er wußte, daß Landtags-

abgeordnete, welche für ihren Wahlbezirk gern eine Eisenbahn oder sonst was haben möchten, allemal mit ‚Hochgeehrte' beginnen, also, daß die Anderen gleich mit dem Gedanken vorbereitet werden: ‚Aha! der will was!'. — Also:

„Hochgeehrte Herren! — Wenn ich mir ergebenst und Hochachtungvollst gestatte, mich mit den hochzuverehrenden Herren in's **Ver**nehmen zu setzen — (denn das sinnlose und falsche **Be**nehmen, das sich wie eine ewige Krankheit von Behörde zu Behörde schleppt, hätten sie doch nicht verstanden) — so geschieht es einestheils, um meine sittliche Entrüstung über das ungezogene **Be**nehmen des Abgeordneten Edler Juder, der da alles Gute besudelt, voll und ganz zum Ausdruck zu bringen. Ich finde keinen parlamentarischen Ausdruck für ihn —"

„Bravo!", riefen da einige Stimmen, so daß sich Mittscherlich schon der Hoffnung hingab, die Braupfannen-Vorlage werde genehmigt werden.

„Anderntheils, meine hochzuverehrenden Herren", fuhr er fort, „liegt mir daran, Ihnen die feurigste Versicherung meiner vorzüglichsten Hochachtung dar-

zubringen für ein braupfannliches Unternehmen, das ganz meinem Inneren entſpricht. Ja, es iſt ein Sieg der Wiſſenſchaft, wenn im Jahre 999 oder 1000 — genau weiß ich es nicht, da meine Uhr (hier zeigte er ſie) ſtehen geblieben iſt, — ein ſowohl in nationalökonomiſcher als phyſiologiſch-ethiſcher Beziehung koſtbarer Stoff hergeſtellt wird, welcher nicht allein den verderblichen Alkoholismus verdrängt, ſondern auch, und zwar in Rückſicht auf die häufigen Völkerkriege, zu welchen Nationen, faſt nur durch Sprache verſchieden, die doch leicht durch Volapük erſetzt werden kann, ſo daß der Sprachunterricht der Jugend weſentlich reducirt wird, entbrennen, die Organismen des menſchlichen Körpers kräftigt und zum Aushalten der, bei Feldzügen unvermeidlichen Strapazen, unvermeidlich durch ſtrategiſche, landſchaftliche, klimatiſche — nicht Kurörter, die jetzt auch unvermeidlich geworden, ſondern Verhältniſſe, ohne dieſem Worte nur im Geringſten einen zweideutigen Sinn geben zu wollen, fähig macht. Von dieſem Geſichtspunkt ausgehend, wiegt die That des Edler Juder, welcher unter Vorſpiegelung falſcher

Thatſachen das Weizenbrod und das Silberſtück hat mitgehen heißen, um ſo ſchwerer. Vom juriſtiſch kriminaliſtiſch ſtaatsanwaltſchaftlichen Standpunkt aus ſpringt das Erkenntniß ſofort in die Augen: ‚Dadurch, daß als bewieſen zu erachten, daß Angeklagter, der ſein Alibi nicht nachzuweiſen vermocht, obgleich er, inſonderheit im Hinblick darauf, daß er, wennſchon vielleicht angetrunken, doch noch bei Beſinnung geweſen, ſich einer, ihrer äußeren Erſcheinung nach geſetzwidrigen Thatſache bewußt, eine fremde, bewegliche Sache, die einen Schätzungswerth hat, um ſolche ſich anzueignen und ſich einen unrechtmäßigen Gewinn zu verſchaffen, ohne Einwilligung des Inhabers an ſich genommen und zu ſeinem eigenen Nutzen verwendet hat, iſt derſelbe des vollendeten Diebſtahls für überführt zu erachten. — Unter Berückſichtigung mehrberegter Umſtände dürfte es daher meines Erachtens angezeigt ſein, daß —“

Hier ward Mittſcherlich von einem der Bergmännlein unterbrochen, der da ſagte:

„Wir verſtehen von deinem Quattſch nicht ein

Wort; wohl aber, daß du die Braupfanne gern wiederhaben möchteſt.“

„Ja!“, ſagte Mittſcherlich, ganz verblüfft über die plötzliche Obſtruktion ſeines Redefluſſes.

„So nimm!“, rief das Männlein, öffnete mit einem Tritte den Deckel des eiſernen Kaſtens und winkte lächelnd dem ſtaunenden Fürſten, näher zu treten. Als dieſer in den Kaſten ſchaute, ſah er zu ſeinem Entſetzen ein ſchneeweißes Menſchengerippe, deſſen Augen nach allen Seiten beweglich ſchienen. Er erkannte den Dieb. Da entſtand ein fürchterliches Getöſe. Die gefüllte Braupfanne ſank im Nu in ein unterirdiſches Gewölbe und der Boden ſchloß ſich. Darauf erſchallte aus der Erde ein gellendes Gelächter und es ward ſtockfinſter. Nur das Gerippe blieb ſichtbar. Das aber ſtieg aus dem Kaſten und ging mit einem erhobenen Meſſer auf Mittſcherlich los. Wenngleich nun dieſer nur ſeinem Aal den Schwanz in's Maul zu ſtecken brauchte, zog er doch vor, den Ring zu drehen. Im Nu war er wieder unten am Berge bei ſeinen Rittern, mit der Erfahrung reicher, daß die Gründung

einer Dampfaktienbierbrauerei ein ebenſo mißlich Ding iſt, wie eine berechtigte Anklage, deren Ausgang zweifelhaft erſcheinen läßt, ob man ſein Recht erhält.

Trotzdem und eingedenk des Genuſſes des edlen Gerſtenſaftes, behielt Mittſcherlich eine beſondere Vorliebe für Weißenberg, allwo man noch heutigen Tages nicht blos den Hochgenuß trefflichen Bieres hat, ſondern auch den des Einblickes in das prächtige Felſenthal, die Skala.

So anmuthig die Gegend hier iſt, ſo ärmlich wird ſie, je mehr man nordwärts dringt. Sand, Sand und dürftige Kiefern ſind ihr einziger Schmuck. Dennoch mußte Mittſcherlich auch die dort gelegenen Orte bereiſen, namentlich Königswarte, oder — weil ‚Warte‘ ebenſo gewöhnlich klingt wie ‚Walde‘ in ‚Dippoldiswalde‘ —: Königswarta. So erſcheint es vornehmer, wenngleich es ſinnlos iſt.

Auf dem Wege dahin entſann ſich Mittſcherlich der beiden Zauberer, die einſt aus der dortigen Gegend kommen waren, ihm zur Hochzeit mit ſeiner leider ‚viel zu früh‘ entſchlafenen — dieſe, gegen

unſern Herrgott gerichtete Correctur iſt ein jetzt gebräuchlicher Höflichkeitsausdruck — Juditha zu gratuliren. War er doch ſo wie ſo dem Waſſerzauberer, mit dem ſich der andere, der Feuerzauberer, ſo ſchlecht vertrug, wegen des damals geſchenkten Fernſchnellfliegringes zu Dank verpflichtet. Auch jetzt traf Mittſcherlich beide Zauberer in heftigem Streite, der für den Feuermann ein ſchlimmes Ende nehmen ſollte. Bei dieſem war der Waſſermann zu Beſuch. Wenngleich nun der Wirth dieſem ein feſtlich Mahl durch ſeine Erd- und Feuergeiſter bereiten ließ, vergaß er doch aller Regeln der Gaſtfreundſchaft. Ein Streit um eine Lumperei, was richtiger ſei: ‚ſowohl, als auch‘, oder: ‚nicht nur, ſondern auch‘ — verſetzte den Feuerzauberer — ſeinem Elemente nach — in große Hitze, während der Waſſerzauberer — ebenfalls ſeinem Elemente nach — kühl und maßvoll blieb und dadurch, wie dies in allen ähnlichen Fällen geſchieht, im Vortheil. Ueberlegene Ruhe reizt aber noch mehr zur Hitze. So auch hier. Der Feuergeiſt ward wüthend und warf ſeinen Kollegen zur Thür hinaus. Dieſer ſchnob natürlich

nunmehr Rache, blutige — nein, wäſſrige Rache. Er öffnete die Schleußen des Himmels nnd der Brunnen. Von allen Seiten ſtrömte Waſſer herzu. Teiche, Flüſſe und Seen entleerten ſich und wälzten ihre Wogen in die Behauſung des Feuermannes. So ſehr dieſer auch ſeine Flammengeiſter dagegen kämpfen ließ, half es ihm doch Nichts. Er mußte elendiglich ertrinken.

Gerade in dieſem Augenblicke war Fürſt Mittſcherlich näher getreten. Erſtaunt hörte er die Urſache zu dieſen Ueberſchwemmungen aus des Waſſerzauberers Munde. Anfänglich war er ärgerlich über ſolchen rohen Vernichtungskampf, der nach ſeiner Anſicht nur in ſo alten, bildungsloſen Zeiten möglich wurde. Indeſſen konnte er ſich bei gerechter Erwägung nicht verhehlen, daß ſein hochgebildetes neunzehntes Jahrhundert nicht um ein Haar anders ſei; daß man ſich um die lumpigſten Lumpereien duellirt; daß man zwar das Duell bei Civil und Militär geſetzlich verbietet, aber denjenigen, der das Geſetz hält, verachtet und gar ſeines militäriſchen Ranges beraubt. Hauen, d. h. duelliren ſich zwei

niedere Leute auf der Straße und wird einer von ihnen dabei ſchwer verletzt, oder gar getödtet, ſo heißt's: In's Gefängniß oder Zuchthaus mit dem Verbrecher! — Duelliren ſich zwei „Gebildete," nicht blos aus Komödie, ſondern alſo, daß einer fällt, nun ſo erhält er die durchaus nicht entehrende Feſtungshaft und wird noch angeſtaunt. Ja, je mehr ſich Mittſcherlich die Sache überlegte, um ſo mehr kam er zu dem Bewußtſein, daß nicht allein das Duell ſelbſt, ſondern ſchon die ſchonungsvolle Beurtheilung und ſtille Duldung deſſelben ein ebenſo verrückter, als auch wider alles Chriſtenthum ſtreitender, mit abſolut Nichts zu entſchuldigender, vor Gott nie zu verantwortender gräulicher Frevel ſei. Daſſelbe ſagen ſich Tauſende — dachte Mittſcherlich weiter —, vielleicht die Meiſten, und doch wagt keiner, der im geſellſchaftlichen Leben noch thätig iſt, dieſen Alpdruck energiſch abzuſchütteln wie die Belgier. Wer ein Duell aus nicht blos religiöſen, ſondern ebenſo aus Verſtandes-Gründen ablehnt, wird ein Feigling genannt. Nein! ein erbärmlicher elender Feigling iſt nur der, der

ſich unter dem rohen, ſinnloſen und durchaus verdammlichen heidniſchen Brauch duckt und nicht den Muth beſitzt, gegen ſolche Gräuel ſo lange anzukämpfen, bis Hohe wie Niedere endlich zur Vernunft kommen. Und dennoch brüſtet man ſich, Andersgläubigen gegenüber, mit Pathos: ‚Ich bin ein Chriſt‘, und nennt die Staaten, die im alten Schlendrian dahinleben, *chriſtliche* Staaten und ſpricht von ‚chriſtlicher Staatsreligion‘ Pfui! dreimal Pfui! — Man arbeitet emſig auf eine idealere Denkweiſe der Jugend hin. Ganz mit Recht. Aber zum Guckuck! wirkt doch vor Allem auf die Anfangsgründe des Ideals der Chriſtenliebe hin: ‚daß ſich die Leute untereinander mindeſtens *vertragen*!‘

Wenn ſich Mittſcherlich ſo immer mehr in ſittliche Entrüſtung hineindachte, ſo kann man es ihm nicht verübeln. Er kannte einen ſonſt ganz achtbaren Herrn, der fleißig und ehrlich zur Kirche ging, mit aufrichtiger Ueberzeugung die Vereine der inneren und äußeren Miſſion u. a. m. unterſtützte, ſich trotzdem aber wegen eines Wortwechſels duellirte

und bald darauf, nach kurzer Feſtungshaft, einen hohen Poſten im Staate erhielt.

Dieſen und nicht wenig ähnliche Fälle kannte er, wußte zugleich, daß auch die Heiden die Gräuel der, unter dem Deckmantel des Chriſtenthumes agitirenden chriſtlichen Nationen kennen, mußte daher nothwendiger Weiſe zu dem Ausrufe gelangen: ‚Und da muthet man den Heiden zu, eine Religion anzunehmen, die nicht befolgt wird!‘

Das waren Mittſcherlichs Gedanken, während des Waſſerzauberers Wogen noch flutheten. Und wir meinen, es waren edle Beweggründe, welche ihn in ſeinem Urtheile leiteten. Ganz rein aber ſind dieſe in einer Menſchenbruſt nur ſelten. Wenn Mittſcherlich das Duell zwar verwarf und den Fall Waſſer contra Feuer angeſichts der Rohheit des zehnten Jahrhunderts milder beurtheilte, ſo ſpielten doch auch egoiſtiſche Gründe mit. Parteilichkeit erinnerte ihn, daß der Waſſerzauberer ihm zur Hochzeit ein koſtbar Geſchenk gemacht, der geizige ertränkte Zauberer dagegen gar keines. Auch kam ihm der Gedanke, daß der Waſſermann eigentlich als Gründer

Zu Seite: 139. —

Digitized by Google

des gesammten Feuerlöschwesens anzusehen und zu ehren sei.

Als nun dieser gar ein leckeres Mahl bereitete und feine Weine, ohne Wasserzusatz, auftafelte, da war er ganz Mittscherlichs Mann.

Ja ja! ein feines Mahl wirkt oft Wunder im Umstimmen. Das heißt: vor 1000 Jahren. Jetzt kann so Etwas nie passiren; dazu sind wir zu christlich und charaktervoll.

Wer mir hier einwenden will, Mittscherlich sei ja eben ein Bürger des neunzehnten Jahrhunderts und könne also die vor etwa 1000 Jahren gebräuchliche Umstimmungsfütterung nicht gut heißen, dem erwidere ich, daß Mittscherlich bereits cc. 300 Jahre lang in der Vorzeit lebt und somit deren Nachtheile recht gut angenommen haben kann. Er ward bei Tische sogar ganz munter, denn, als der Wasserzauberer einem Salamander freundlich liebkosend den Rücken rieb, beugte sich Mittscherlich mit Urbehagen nieder, schaute dem Reiben genau zu und rief in Erinnerung der fröhlichen Studentenzeit fidel aus:

„Ha! alſo hiervon kommt das Salamander-reiben! Das iſt mir intereſſant. Bisher hat Niemand von uns den Sinn und Urſprung gewußt".

„Wie?", frug der Zauberer, „auch in der fernen Zukunft hält man es mit Salamandern?"

„Jawohl, mein Freund!", entgegnete der Fürſt. „Doch macht man dies bei uns ganz anders. Gieb Acht! — Da ſitzet eine Anzahl junger Leute beiſammen; ein jeder hat ein volles Glas Bier vor ſich. Trotzdem fragt der Präſide: „Iſt der Salamander präparirt?" — ‚Est!' rufen da die Andern. Nun kommandirt der Präſide: „Ad exercitium Salamandri! Eins Zwei Drei!" Bumm! wird aufgeſchmiſſen. „Eins Zwei Drei!" — Huttſch! wird ausgetrunken. „Eins Zwei Drei!" — Plärrrr! wird mit den Gläſern auf dem Tiſch getrommelt, daß es dröhnt. „Eins Zwei Drei!" — Bautz! hauen Alle das Glas auf, daß die Fenſterſcheiben zittern. Das nennt man „Auf Jemanden einen kräftigen Salamander reiben", und das geſchieht mit furchtbar andächtigem und ernſtem Geſicht. —

Wollen's mal machen. Ich will der Präſide ſein. Du und die Gnomen, Ihr ſeid die Studenten. Ich frage alſo zunächſt: Iſt der Salamander präparirt?"

Der Zauberer nebſt den Gnomen ſchaute aber Mittſcherlich erſtaunt an und ſagte:

„Das iſt doch Unſinn!?" — und die Gnomen und Salamander rieſen es nach. Und als Mittſcherlich entgegnete:

„O nein! Das iſt die Poeſie des Jugendlebens des neunzehnten Jahrhunderts!"

— lachten Alle ſo laut, daß Jener nicht mehr zu Worte kommen konnte und Mittſcherlich etwas verſtimmt mit einem verſetzten Salamander abreiſte, mit dem Vorſatze, dergleichen ſinnvolle Bräuche in der ungebildeten Vorzeit nie wieder vorführen zu wollen.

Die Zeit war eilends verflogen, ſchrieb man doch bereits mehr als 1200. Natürlich hatte ſich der Ungarkönig mittlerweile von Budiſſin wieder entfernt, ſo daß Mittſcherlich getroſt dieſe Stadt beſuchen konnte.

Dieſe hatte ſich ſeit ihrer Gründung zwiſchen den Jahren 807 bis 882 weſentlich verändert. Damals war ſie nur ein Flecken zu nennen, auch auf dem linken Spreeufer auf dem Protſchenberge erbaut worden. Doch hat man ſich darauf eines Beſſeren beſonnen und die Wohnſitze auf die Höhen des rechten Ufers verlegt. Erſt in der Zeit zwiſchen 935 und 958 etablirte ſich der Flecken als Stadt.

„Und woher kommt der Name Budiſſin?“, frug Mittſcherlich den treuherzigen Bürger Mirſch, weil die Angaben hierüber im 19. Jahrhundert noch ſehr ſchwankten.

„Der Ort“, verſetzte Mirſch, „hat ſeinen Namen von Bud-Niſſin, niedriger Grenzort, wegen der gegen Böhmen niedrigeren Lage“.

„Ach Mirſch! rede doch gar nicht! was weißt denn du!“, berichtigte ein Edler, der Graf von Prohtſchen. „Das will ich ſagen: Budiſſin hat ſeinen Namen von Seiner Durchlaucht, dem Fürſten Budiſſentio oder auch Budislav“.

„Halt!“, rief da ein Mönch, ein Franziskaner, gebieterisch darein. „Weder du, Graf, noch Mirsch hat Recht. Die Sache ist so: Als Herzog Budislav hier ein Schloß nebst vicus erbauete, befand sich sein heidnisch Weib in einem nahen Dorfe, allwo es auf die Geburt eines Knäbleins hoffte. Als nun ein Kindlein erschienen war und ein Bote zum Herzog rannte, ihm die Nachricht zu überbringen, frug dieser begierig: Bude syn?, das heißt: Ist's ein Sohn? Darauf denn höfische Schmeichler den Ort Budesyn oder „Ist'seinsohn“ nannten, gleichwie man Löbau mit „Hiergefälltmir's‘ benamste; ja nicht auszusprechen: „Hiergefälltmir'sch‘, denn wie du gesehen, gefällt Mirsch dem Grafen nicht“.

Ob dieser Rede des Mönchleins, welche die noch bis heute unerklärte Erörterung der Namensabstammung nur noch verwirrter machte, mußte Mittscherlich lachen, indem er zugleich sagte:

„Was? Also jetzt schon macht man hier Kalauer?“

Das verstand der Mönch nicht, glaubte

aber, ſeine Sprachwiſſenſchaft näher begründen zu müſſen.

„Zwiſchen mir's und dem ſächſiſchen mir'ſch iſt ein großer Unterſchied", ſagte er wichtig. „Wenn man nun ſagen wollte: ‚Ich weiß gar nicht, wie mir'ſch iſt! wenn mir'ſch Montags dumm iſt, iſt mir'ſch die ganze Woche dumm!' — ſo braucht ſich das Mirſch nicht gefallen zu laſſen".

Mittſcherlich fand nicht beſonderes Wohlgefallen an dem hämiſchen Franziskaner und ſagte:

„Mich dünkt, du biſt nicht weit her".

„Halt, Fürſte!", rief der Mönch, der immer nur belehren wollte. „Den Fehler machen viele Leute. Es heißt nicht: du biſt nicht weit her, ſondern ‚Mit **dir** iſt's nicht weit her".

Sprach's und verſchwand ſchadenfroh darüber, daß die geiſtliche Macht der weltlichen Ein's verſetzt hatte, in das Franziskanerkloſter, deſſen umfänglich Gebiet zwiſchen der Schloß- und der Herings-Gaſſe noch bis vor einem Jahre nicht wenig Ueberreſte aufzuweiſen hatte.

Zu Seite: 132 – 134.

Mirſch zog ſich beſcheiden zürnend zurück. Der Graf aber machte ſich an den Fürſten und ſagte:

„Der Mönch iſt ein gar verwerflich Subjekt. Man weiß von ihm, daß er Schätze verheimlicht, ſie in irgend einem Sarge der Kirchengruft verwahrt und ſich von Zeit zu Zeit des Nachts d'ran weidet. Gebt Acht! des Himmels Strafe bleibt nicht aus".

Das hatte ſich denn auch beſtätigt. Noch während Fürſt Mittſcherlich die Jahre lang währenden Huldigungsfeſte feierte, ergab ſich, daß der Franziskaner den Schlüſſel zur Gruft verloren hatte und nun, mit einer Laterne in der Hand, verzweifelnd danach ſuchte, alſo, daß er weder Speiſe noch Trank zu ſich nahm, elendiglich verſtarb und noch als Geiſt fortwährend nach dem Schlüſſel ſuchte bis in das gebildete Jahr 1845, von wo an er wohl an dem Auffinden von Koſtbarkeiten in Budiſſin verzweifelte und ganz verſchwand.

Aber eine Art Bier fand Mittſcherlich allhier, darum er denn nicht ungern ſeinen Aufenthalt ver-

längerte, obgleich er an dem braven Mirſch, dem hochmüthigen Grafen und dem häßlichen Mönch geſehen, wie ſchroff und engherzig ſich hier die verſchiedenen Klaſſen gegenüberſtanden. Jetzt freilich iſt Alles ein Herz und eine Seele.

Viertes Kapitel.

Mittſcherlich bei einer Hochzeit der Gaußiger Zwerglein. — Er ſehnt ſich nach Thätigkeit. — Lernt auf dem Wurbis kennen, daß es ſogar früher ſchon kopfloſe Leute gegeben hat. — Mittſcherlich hilft den Oybin erſtürmen, wird hochmüthig und vom Holzweibchen hierfür beſtraft, ſo daß er ſich bemüht, den Eulenmann ausfindig zu machen. — Er erwirbt das Kottmarſchloß. — Wie es ſpäter in Kirſchau und auf dem Oybin ausſah. — Mittſcherlich ſtudiert Bierverhältniſſe; lernt den Zittauer Malzmönch kennen, und was daraus folgt. — Er beſucht die Querxe bei Hainewalde, allwo ‚Pump' ein femininum iſt. — Der große Bierkrieg; Mittſcherlichs Betheiligung und endliches, bis in die Neuzeit tönendes ‚Hm!'. —

Weit beſſer als in Budiſſin gefiel es dem Fürſten Mittſcherlich in einer Gegend, deren Reize heutigen Tages beſonders geſchätzt werden, alſo, daß jährlich viele Hunderte ſich dorthin begeben um der

Sommerfriſche und Erholung willen. Der Haltepunkt Seitſchen der ſchleſiſchen Eiſenbahn, von welchem aus man dieſe Gegend bald erreicht, beſtand zu jenen Zeiten zwar noch nicht, wohl aber ein Dörflein gleichen Namens. Von hier aus ritt der Fürſt nach dem idylliſchen, waldesduftigen Orte Gaußig. In deſſen ſchönen Forſten ringsumher ſieht man nicht ſelten Hügel ſich erheben, welche man einfach nur für Erhöhungen hält, die aber ſondere Bedeutung haben.

An einem ſolchen Hügel bemerkte Mittſcherlich verſchiedentliche kleine Löcher. Er hielt ſie für Dachs- oder Fuchshöhlen. Wie aber erſtaunte er, als ſich auf dieſem Hügel plötzlich eine Nebelſchicht bildete, während die Luft ringsumher davon frei war. Begierig, was daraus werden würde, weilte Mittſcherlich ſo lange, bis der Nebel aufſtieg. Als dies geſchehen, ertönte eine leiſe Muſik, als ob ſie von weiter Ferne käme. Aus den Löchern aber quoll eine Schaar kleiner, niedlicher Geſchöpfchen hervor, Männlein und Weiblein, und geordnet zu einem Feſtezuge. Voran ſchritten Spielleute; da-

rauf folgte ein einfach geſchmücktes niedliches Brautpaar, dem ſich paarweiſe eine Menge kleiner Hochzeitsgäſte anſchloſſen.

‚Aha!‘, dachte der Fürſt, ‚das werden die Gaußiger Zwerglein ſein‘. Er näherte ſich ihnen und brachte freundlich ſeine Glückwünſche dar. Hierüber freuten ſich die winzigen Geſchöpfchen und luden ein, ſich an den Genüſſen des Hochzeitsmahles zu betheiligen. Dies that nun Mittſcherlich gern, wiewohl beſagter Genuß etwas umſtändlich war, denn der Fürſt mußte ſich auf den Boden legen, um zulangen und die Stimmchen ſeiner Gaſtgeber verſtehen zu können. Was mußte er da lachen, als dieſe ihm einen Becher Feuerweins nach dem anderen brachten, nicht größer als ein Fingerhut, deren etwa 30 auf ein ‚erwachſenes‘ Glas gehen und an die 180 auf die Flaſche. Was mußten da auch die kleinen Zwerglein lachen, als Mittſcherlich bereits 60 Becher geleert hatte und doch nicht trunken ward.

„Beim ſchönen Lande Liliput!“, liſpelte einer der Zwerge lächelnd, „was haſt du für einen

Schlund! faſt möcht man meinen, du ſeieſt ein fahrender Schüler einer Hochſchule. Wenn das ſo fortgeht, wird unſer Weinvorrath alsbald zu Ende ſein."

„Ihr lieben gaſtfreien Zwerglein!", rief der Fürſt, „laßt Euch darob nicht bange werden. Ich hab in meinem Reiſegepäck wohl an 2000 ſolcher Becherlein voll Weins vom Lande Meißen. Gern will ich Euch zwei Flaſchen opfern".

Das geſchah und erregte allgemeinen Jubel. Der Meißner war zwar nicht ſo gut wie der gaußiger Zwergwein, doch immerhin von Wohlgeſchmack, alſo, daß verwunderlich und thöricht iſt, wollt man ihn über die Achſel anſehen.

Nun gab es ein fröhlich und beweglich Leben; ſelbſt die kleine Braut that dem Meißner ehrenden Zuſpruch. Bald war die niedliche Geſellſchaft ſo aufgeräumt, daß man die Tafel aufhob und zum Tanze ſchritt, während die Alten zuſchauten. Ja, der Genuß war fraglich. Mittſcherlich hatte gehofft, nun gleich aus ſeiner Flaſche trinken zu können; doch das duldeten die Kleinen nicht. Die

Zu Seite : 151. –

drangen darauf, daß er aus ihren Bechern trinken ſollte.

Indeſſen hatten die Zwerglein Einſicht. Mit Mühe ſchleppten ſie ein winzig Eimerlein auf die Bruſt des auf dem Rücken liegenden Fürſten, kletterten an ihm empor und goſſen nun Becherlein um Becherlein in ſeinen offenen Mund. Als er nun ſo im Ganzen kaum 90 derſelben geleert, rief ein geſetzter Greis:

„Nun iſt's genug! ſonſt wird unſer Gaſt trunken. Können wir ihn doch ohnehin nicht beherbergen".

Von 2 bis 3 Glas trunken werden! — Darob, und weil das Herumklettern auf ſeinem Leibe zu kitzeln begann, mußt Mittſcherlich ſo lachen, daß die Zwerglein auf ſeinem Körper von der Erſchütterung das Gleichgewicht verloren, zu großer Beluſtigung der Uebrigen herabfielen und ſich im weichen Mooſe kollerten.

Erſt als es dunkel ward und auf die Nacht zum 24. Auguſt losging, verabſchiedete ſich der Fürſt, der heut noch nach ſeinem Schloſſe zurückkehren wollte, ſo leid's ihm that, denn hier gefiel's ihm

ungemein. Die Zwerglein beſchenkten ihn reichlich mit Speiſe, Trank und goldnen Becherlein und verlangten ein baldig Wiederkommen. Das ſagte er gern zu und ging mit warmem Danke davon, wie auch mit ſonderen Gedanken.

Schlicht und einfach war die Feſtlichkeit geweſen und doch ſo ſchön. Auch der Braut Anzug war ſchlicht und einfach, wie ſich's am Hochzeitstag gehört. Keine lange Schleppe war da zu ſehen, kein neueſter Modeſchnitt, kein Band an den Knien um kleiner Schritte willen, kein Schleier ſo lang wie der halbe Hochzeitszug. Auch waren beim feierlichen Akte des Zuſammenſprechens nur Verwandte und nahe Freunde erſchienen und nicht ein Haufen neugieriger, angeblich liebevoll theilnehmender Klatſchſchweſtern, die doch weiter Nichts wiſſen und ſehen wollen als ‚wie ſie geht', um ſich dann möglichſt zu moquiren. Und was die Männer anlangt — nun: die denken mitunter, ein Heiter- und Vergnügtſein wär nur nach reichlichem Genuſſe geiſtiger Getränke möglich, und doch ward hier der Beweis geliefert, daß man auch ohne ‚Anſäuſelung'

heiter und vergnügt ſein kann. Kurzum, Fürſt Mittſcherlich fand ſo viel zu bedenken, daß er auf lange Strecken ſich nicht um ſein Gefolge kümmerte und deſſen erſt gedachte, als er ſein Schloß zu Kirſchau liegen ſah.

Hier angelangt, ward er zwar wie immer mit hohen fürſtlichen Ehren in den wundervollen Räumen empfangen, wie es keinem irdiſchen Fürſten je zu Theil geworden; doch fühlte er einen leiſen Anflug von Ueberdruß. Sein Leben, obgleich ihm dieſes jeden Wunſch erfüllte, vermochte nicht, ihn ganz zu befriedigen; es ſchien der Würze zu ermangeln. Und doch wußte er nicht, woran dies lag. Das machte, **weil** ihm ſein Leben jeden Wunſch erfüllte und zwar ohne alle und jede Anſtrengung und Arbeit. Es überkam ihm eine Spur von einer matten Ahnung, daß letztere das Leben würze, alſo, daß aus der Ahnung ein Schimmer von Sehnſucht danach wurde.

Als nun ohne deren Befriedigung ein Jahrzehnt nach dem anderen verſtrich, wie uns die Stunden; als er trotz aller Pracht und Herrlichkeit gelangweilt

ſeiner Räthe einen frug, welche Zeit es wäre und dieſer ihm berichtete, es habe ſoeben das Jahr 1263 geſchlagen, da dehnte und reckte er ſich mißmuthig auf ſeiner goldenen, mit Demanten beſetzten Lagerſtätte umher und gähnte laut, daß alle Bewohner vor Angſt erzitterten.

So konnte es nicht fortgehen; es mußte Etwas geſchehen, Etwas gethan werden. Was aber? — Hier im Zauberſchloſſe und in deſſen Umgebung war Alles in Ordnung, gab es Nichts zu reformiren. Das wollte er, das mußte er. Und hierzu trieb ihn die ſubjektive Reformirungsſucht des Streberthums im neunzehnten Jahrhundert. Neues ſchaffen, immer Neues, um von ſich reden zu machen und ſchließlich zu Ehren zu gelangen, ſei es auch nur: Vor der Hand Mitglied eines Stadtverordnetenkollegiums zu werden. Alles Andere folgt dann von ſelbſt: Der Regierung, oder dem Magiſtrat opponiren, um darauf von jener angeſtellt, oder gar Stadtrath zu werden. Bei einer großen Hoffeſtlichkeit ſich ungemein thätig zeigen, um einen Orden zu erlangen. Darauf Landtagsabgeordneter, Reichstags-

bote, populärer Mann, oft in den Zeitungen erwähnt werden, ſich gedruckt ſehen, um ſchließlich den Commiſſionsrathstitel ſeinem weit bekannten Namen vorſetzen zu können und als ſolcher am Stammtiſche zu glänzen.

Nun hatte Mittſcherlich eine ſolche Laufbahn weder nöthig, noch im Sinne, aber doch den Trieb, zu ſteigen; ſei es im Anſehen oder in der Macht. Und wahrlich, das ſchien die Lage der Dinge auch zu erfordern. Der Fürſt hatte wohl bemerkt, daß ſeine Hofleute im Laufe von 4 Jahrhunderten von Geſchlecht zu Geſchlecht anders wurden, nicht gerade beſſer. Auch die Treue der Unterthanen begann zu wanken. Mithin mußte zur Auffriſchung der Macht Etwas geſchehen; was — das wußte er ſelbſt nicht. Doch konnte ſich leicht Etwas von ſelbſt finden, wenn er auf Reiſen ging und durch Entwicklung großen Pompes ſeinen Ideenmangel verdeckte.

Auf zum Süden ging es. Zum Oybin wollt er, um gleichzeitig zu ſehen, was aus dem geworden.

So ritt er denn nebſt Gefolge die dürftige Straße zunächſt über den ſchönen Wurbisberg. Hätt

ſollen nicht den grünen Donnerſtag hierzu wählen, denn in der Nacht iſt's hier umheimlich und ſpukt.

In Gedanken verſunken ließ der Fürſt ſeinem Roſſe freien Schritt den Berg hinan durch den Wald. Plötzlich erſcholl hart bei ihm ein ſo heftiges Peitſchenknallen, daß das Pferd ſcheuete und ihn beinahe abgeworfen hätte. Bald darauf ward ein Fuhrmann ohne Kopf ſichtbar, welcher gar zornig mit einem wilden Geſpann dahinjagte. Das war der verrufene Menſch, der einſt einen gutherzigen Gnomen getödet, in alle Laſter geſunken, und nun verdammt worden war, als Fuhrmann ohne Kopf und Ruhe umherzuwildern.

Mittſcherlich hatte ſich an ähnlichen Spuk bereits zu ſehr gewöhnt, als daß ihm dieſer beſonders auffallen konnte. Der kopfloſe Roſſelenker erinnerte ihn höchſtens daran, daß dieſer nicht der einzige Lenker geweſen, der den Kopf verloren hatte.

Die Gegend von hier bis zum Oybin iſt ſchön, doch bot ſie dem Fürſten nichts Beſonderes dar, was ihn hätte zu einem Eingreifen veranlaſſen können. Zu ſeinem Erſtaunen fand er an und auf

dem Oybin wildes Kriegsgetümmel. Vor mehr als 30 Jahren hatte ein Ritter ein Veſtlein auf dem Felſen erbaut. Dieweil er aber ſich als einen raubluſtigen Geſellen und Leuteſchinder erwies, waren die Mannen von Zittau ausgerückt, das Raubneſt zu zerſtören. Hier fand denn nun der Fürſt Gelegenheit, ſich auszuzeichnen. Er übernahm den Oberbefehl, führte die bewehrten Bürger auf geheimen Wegen hinauf und wußte durch Geſchick es dahin zu bringen, daß die Raubburg genommen ward, ohne daß ein Tropfen zittauer Bluts gefloſſen wäre.

Da prieſen ihn die zittauer Mannen hoch, und in aller Munde tönte das Lob ſeiner Weisheit und Kühnheit, alſo, daß ſo guter Ruf ſich erhielt bis in das Jahr 1463, da es einen Krieg gab zwiſchen Zittau und Görlitz.

Befriedigt trat Mittſcherlich den Rückweg an. Seine Bruſt hob ſich höher, ſeine Haltung war ſtraffer, ſo ſtraff, daß auch ſein Selbſtbewußtſein ſich emporhob zu einem recht netten dünkelhaften Hochmuth, und er demzufolge nicht gewahr ward, daß

Bludnik ſich ihm beigeſellt und ihn führte. Daß Hochmuth vor dem Falle kommt, daran dacht der Fürſt nicht von ſelbſt; er ſollte erſt durch ein alt häßlich Weib daran erinnert werden, kurz, ehe er daran ging, auf dem Heimwege dem edlen Jagdwerke obzuliegen.

Als Mittſcherlich von Hainewalde gen Großſchönau ritt, erblickte er ein Weib vor ſich in einem Hohlwege. Es hatte einen mit Reißholz beladnen Korb, war alt und runzlich häßlich. Das Gefolge erſchrak, als es die Frau gewahrte und ſagte dem Fürſten, das ſei das Holzweibchen, das wohl Geſchenke reiche, wer es freundlich behandle; dem Uebelgeſinnten aber böſe Streiche ſpiele.

Doch was kümmerte den Uebermüthigen ſolch Gebahren. Ohnehin ärgerlich, daß die Begegnung mit einem alten häßlichen Weibe ihm die ganze Jagd verderben mußte, rief er dem Holzweibchen barſch zu:

„Fort, alte Standarte! geh aus dem Hohlweg, ſonſt reite ich dich nieder!“

Das Weib wich aber nicht aus. In erſtaunlich

kurzer Zeit ſtand es plötzlich neben ihm, öffnete den Mund, hauchte ihn dreimal an und verſchwand.

Da geſchah es, daß Mittſcherlich alsbald Beulen und Geſchwüre im Geſicht bekam, ſo übel und ſchmerzhaft, daß er eilen mußte, gen Kirſchau zu gelangen und die Murawa aus dem Kottmar holen zu laſſen, auf daß ſie ihn heile. Die kam und heilte ihn denn auch. Doch was ſie ſonſt noch ihm eröffnete, war nicht guter Art. Hätt ſie ihn *vor* dem Eintritt in's Kirſchauer Schloß heilen können, ſagte ſie, ſo wäre dieſes von der Seuche frei geblieben. Nun aber *bleibe* ſie darin und er müßte gewärtig ſein, daß ſie, Murawa, noch öfterer zur Heilung werde kommen müſſen.

Das klang nicht gut. In hohem Grade mißmuthig, gedachte Mittſcherlich *ſeines* Jahrhunderts und deſſen Fortſchritte; hätte es doch das Schloß ſo leicht desinfiziren und entſeuchen können. Er war des Glanzes und dieſes Lebens überdrüſſig und ſehnte ſich wiederum zurück in's neunzehnte. Als er hierüber die Murawa befrug, entgegnete ihm dieſe:

„Erſt wenn der Eulenmann kommt und dich umfängt, wirſt du dieſes Zauberlebens ledig“.

Darauf verſchwand ſie.

Fürſt Mittſcherlich aber ſchickte Boten auf Boten aus, daß ſie einen Mann mit Eulen ſuchen möchten. Doch unverrichteter Sache kehrte jeder zurück.

Da faßte er endlich den großen Entſchluß, das Kirſchauer Schloß, welches ohnehin vieler Reparaturen bedurfte, zu verlaſſen und das des Grafen vom Kottmarberge zu erwerben.

In kurzer Zeit ward dies vollzogen. War doch der Graf längſt geſtorben und ſeine uralte Wittwe ſchon mit einem Fuße im Grabe.

Der Fürſt überließ Kirſchau ſeinem Schickſale und reſidirte von nun im Kottmarſchloſſe.

Als er wenige Jahre darauf das Spreethal wieder beſuchte, fand er zu ſeinem Erſtaunen das ehedem große ſchöne Schloß zu Kirſchau zu einer ſimplen Ritterburg zuſammengeſchrumpft. Die zu betrachten, gelüſtete ihn um ſo weniger, weil der Inhaber ein roher wüſter Geſell war, der, ebenſo wie jeder ſeiner Nachfolger, als Räuber und Leuteplager den Städtern

und Dörflern viel zu ſchaffen machte. Gegen 100 Jahre hindurch gab's Fehde auf Fehde, Krieg auf Krieg, ſo daß dies wüſte, rohe Treiben den Fürſten immer mehr anekelte und antrieb, dem Eulenmann wieder und immer wieder nachzuforſchen, auf daß ihn der erlöſe. Endlich wurden die Verwüſtungen ſeiten der Ritter von Kirſchau ſo arg, daß ſich die Sechsſtädte der Lauſitz dagegen verſprachen. ‚Darnach, im Jahre 1352 im Monat November, zog die Stadt Zittau aus und gewannen das Haus und zerbrachen es mit Hülfe der anderen Städte, darzu Herzog Bolko von Schweidnitz Hauptmann war auf dem Felde'. — Als Mittſcherlich Ende November trotz Schnee und Sturm in Kirſchau war, konnte er noch den rauchenden Trümmerhaufen ſehen. Wehmüthig wandt er ſich ab. Er hatte hier ſchöne Zeiten des Glanzes und Glückes erlebt. —

Wohl ward die, durch ihre Vergangenheit wunderbarliche Veſte Kirſchau nach etlichen Jahren wieder aufgebauet, aber auch wieder der Sitz ritterlicher Räuber, alſo, daß ſpäterhin eine zweitmalige Zerſtörung ſtattfand, und die jetzigen Trümmer das

ehrwürdige Alter von mehr als vier Jahrhunderten aufzuweiſen haben. —

Auch an anderen Orten fand Mittſcherlich gar Vieles umgeſtaltet; den Oybin hatten die Herren von Leippa wieder mit einer Burg verſehen. Auch dieſe ging zu Grunde. Und als man ſchrieb das Jahr des Heiles 1369, gab es auf dem mächtigen Felsgebilde ein neues Leben. Fromme Cöleſtiner-mönche ließen hier bauen und wandelten die rauhe Stätte in eine ſolche des Friedens um, in ein Kloſter. Nach zwei Jahrhunderten ſah Mittſcherlich auch dieſes fallen, und Moos und leicht Geſtrüpp ſich in die Mauerfugen ſetzen.

Jetzt aber, nach des Kloſters Fertigſtellung, lebten und webten feingebildete Mönche darin und verbreiteten ſolch einen guten Ruf weit um ſich her, daß Mittſcherlich beſchloß, ſie zu beſuchen

Das waren ſchöne Tage droben auf dem Felſen und im Thale. Stand hier doch auch eine Brauerei des Kloſters, und droben manch ein gelehrter Mönch, der ſich ob der bedeutſamen Kenntniſſe des Fürſten in lateiniſcher und griechiſcher Sprache ſchier ver-

wunderte, ingleichen muthmaßte, daß er ein verkleideter Gelehrter und meisterlicher Philologe einer Hochschule sei. Dies schmeichelte Mittscherlich nicht wenig. Anerkennend gedachte er seiner Gymnasialbildung, so recht dazu eingerichtet, aus jedem einzelnen Schüler einen Philologen zu machen, gleichviel ob er sich der Mathematik, der Rechtsgelehrsamkeit, Theologie, Medicin, den Staats- oder anderen Wissenschaften widmen würde. Eines aber war, was Mittscherlich seinerseits an den Mönchen bewunderte: Die Klarheit der Gedanken und ein gewaltig großer Fleiß. Ihm schien, als seien sie hierin seiner Zeit fast überlegen.

Mit der allseitigen Einführung des Christenthumes hatte sich im Laufe der Zeit viel verändert. Manch ein Zauberer war für immer verschwunden, manch wunderlich Wesen zu Grunde gegangen. Nur Aberglaube und wunderliche Anschauungen hatten sich erhalten und trieben ihre Unkrautsblüthen bis in die neueste Zeit, allwo noch immer der Spiritismus und die Heilung durch Sympathie spukt.

Die allgemeine Umwälzung ward auch dem

Fürſten fühlbarer. Wohl beſaßen Aal und Ring noch ihre Wunderkraft; wohl ſetzte anderntheils Mittſcherlich's hohe Bildung noch in Erſtaunen; doch fand dieſer, daß der empfänglichen Herzen immer weniger wurden. Um ſo mehr war er genöthigt, ſich an das Reale, das Seiende, zu halten. Und das geſchah denn auch in Angelegenheiten eines der proſaiſchſten Dinge der Welt: Der allgemeinen Bierverhältniſſe.

Zu Zittau in der Stadt lebte ein Franziskanermönch, Laurentius mit Namen; der war ſo dumm, wie es ſelbſt die damaligen Polizeiorgane nicht verlangten. Indeſſen beſaß er die vorzügliche Eigenſchaft des feinſten Biergeſchmackes, den es auf der Welt gegeben hat; darum er denn vom Abte hoch geſchätzt ward. Laurentius beſuchte die Malzböden der Kloſterbrauerei jeden Tag dreimal, ſchöpfte mit einem Becher von Roſenholz Malzkörner und koſtete dieſelben. Sobald er ſie für gut befand, durften ſie in die Braupfanne geſchüttet werden. Alſo geſchah, daß das Kloſterbier das beſte in der Stadt ward und ſolch einen großen Ruf um ſich ver-

breitete, daß ſelbſt Görlitzer Bürger deſſen begehrten. Das aber ſollt mit der Zeit gar verhängnißvoll werden.

Auf dem Oybin hatte Fürſt Mittſcherlich von jener fürtrefflichen Eigenſchaft des Laurentius gehört und alſobald beſchloſſen, dieſen und ſein Gebräu auf's Eingehendſte kennen zu lernen.

Als dies geſchah, war Mittſcherlich ſo entzückt, daß er ſeiner Würde als Fürſt faſt vergaß und ſich weit mehr als ein Student des neunzehnten Jahrhunderts fühlte.

Weil nun der edle Stoff — ſelbſt buchſtäblich — gar ſo köſtlich war, beredete er den Franziskaner, daß er ſich von ihm hypnotiſiren laſſen ſollte, um bis in's neunzehnte Jahrhundert zu ſchlafen. Dann wollte er ihn erwecken! Dann mit Laurentio in ganz Deutſchland — mit Ausnahme von Bayern — eine große Bierreform ausführen! Dann müßten alle ſchlechten Biere der Neuzeit, darunter die höchſt einfältig mit Rauchgeſchmack verdorbenen, verſchwinden. Ja, eine neue Aera des guten Geſchmackes mußte entſtehen und zu erhoffen ſein, daß ſich letzterer

auch in der Mode, in der Kunſt und Litteratur — hier zugleich unter Verdrängung des heulenden, wimmernden Tones, den man anjetzt Poeſie nennt — Platz erobern werde.

Allein Laurentius blieb ungerührt. Er war zu dumm, um die enorm großen Vortheile jenes Anerbietens einzuſehen. Hierüber ward Mittſcherlich ſehr betrübt; ganz traurig aber, als er nach Jahren erfuhr, Laurentius ſei von einem, nach dem Biergeheimniß lüſternen Brauknecht ermordet, und als Leiche in einem Braukeſſel ſchwimmend vorgefunden worden. Wohl blieb das Zittauer Bier noch immer ein ſehr geſuchtes; doch war es nicht mehr ſo gut, wie zu Laurentii Zeiten.

Bei näherer Betrachtung mußte ſich Mittſcherlich indeſſen eingeſtehen: „'s iſt beſſer ſo! Denn ſchließlich hätte Laurentius in meinem Jahrhundert mit dem guten Geſchmack zugleich mönchiſche Dummheit verbreitet unter die, welche alle Urſache haben, mit größter Schärfe gegen die mönchiſche Schlauheit zu kämpfen: Der Zweck heilige das Mittel."

Alſo iſt es gekommen, daß wir — mit Aus-

nahme von Bayern — annoch zwar manche ſchlechten Biere haben, dafür aber hellere Köpfe, welche, trotz reichstaglicher Verbrüderung von ſogenannten Freiheitsmenſchen mit Finſterlingen, nicht mehr auf ſich herumtrommeln laſſen, ſondern zugleich dafür ſorgen werden, daß gleichgiltigen Schlafmützen die Augen aufgehen, wenn anders dieſe nicht das l im Worte ‚Schlaf‘ verlieren wollen.

Die Ereigniſſe mit dem Malzmönch bildeten übrigens nur die Einleitung zu Mittſcherlichs Thätigkeit in oben angezogenen Bierverhältniſſen. ‚Hier war er Menſch! hier konnt' er's ſein‘ — und war es um ſo lieber, als er von Jahr zu Jahr merkte, daß das Uebermenſchliche ſo mancher wunderbaren Geſtalten und dieſe ſelbſt, immer mehr verſchwanden, wenngleich ſich deren Meinungen erhalten haben, alſo, daß der Fürſt an das mephiſtopheliſche Wort erinnert ward: ‚Den Böſen ſind ſie los. Die Böſen ſind geblieben.‘

Eine Ausnahme von jenen Geſtalten waren die Querxe, daumenlange niedliche Zwerglein in der Umgegend von Zittau. Die lebten in jener Zeit

noch, und trieben ein merkwürdig Weſen, das den Fürſten auf ſeinen Landpartien um Zittau ungemein anzog. Der Hauptaufenthalt der Querxe waren kleine Höhlen und Felsſpalten am Breitenberge bei Haynewalde, wie auch in Dittersbach zwiſchen Groß-ſchönau und Warnsdorf. Sonſt harmloſe Geſchöpf-chen, nahmen ſie doch den Leuten Brod aus den Häuſern, bis dieſe dahinter kamen, daß ein mit Kümmel verſetztes Brod von den Zwerglein nicht angerührt ward.

Dies war das Eine, was den Fürſten zu der, respective zu dem Erkenntniß brachte, daß die Querxe noch immer übermenſchliche Eigenſchaften be-ſaßen, denn „Kümmel lieben“ iſt rein menſchlich und noch heutigen Tages in Brauch bei Männlein und Fräulein, zumal bei den Berliner Blonden.

Dort am Breitenberge war es denn auch, wo Mittſcherlich die erſte Bekanntſchaft mit den Querx-lein machte. Er wußte, daß ſie gern nützten, wer ſie freundlich behandelte. Daher nahm er wohl-ſchmeckend Brod aus Zittau mit, ohne Kümmel, und vertheilte es unter ſie. Habel, der Querxlein

Vater und Oberhaupt, ward hierüber sehr vergnügt und tanzte vor Freuden mit seinem niedlichen Weiblein Hübel, welcher Name sich bis auf die Neuzeit erhalten hat. Dem Beispiele Habels folgten die Anderen, so daß es einen förmlichen Festtag gab und Alle mit dem Fürsten gute Freundschaft schlossen. Dieser setzte Habel, um ihn besser verstehen zu können, auf die Hand und frug:

„Sag an, liebes Habelein! hast du Kenntniß von Dingen, die dem Menschen sonst verschlossen sind?"

Und Habel entgegnete gleich dem Mephisto:

„Allwissend bin ich nicht; doch ist mir viel bewußt. Kann ich dir mit meinem Rathe dienen, so bin ich gern bereit."

Das merkte sich der Fürst für etwa vorkommende Fälle und nahm nun an der Freude der Querxe Theil. Leider sollte diese nicht lange währen. Eines der niedlichen Zwerglein trat wehklagend aus einem Felsritzchen hervor und rief voll Jammers in die Gesellschaft:

„O große Noth, o große Noth! die alte Mutter Pump ist todt!"

Da erhob ſich unter der Kleinen Schaar groß Wehgeſchrei, am meiſten bei Habel, denn die Pump war ſeine Großmutter. Die Freude ward verkehrt in eitel Leid, alſo, daß die Ouerxlein Thränen weinten, nicht größer als der Umfang eines Nadelſtiches. Mittſcherlich ward hiervon tief gerührt, bezeugte ſeine tiefgefühlteſte Theilnahme — wie man heut ſtatt ‚tiefſtgefühlte‘ ſchreibt — und überließ die Kleinen taktvoll ihrem Schmerze.

Zwar ſelbſt bewegt, tröſtete er ſich doch auf dem Heimwege damit, daß die Trauerkunde nicht lautete: „Der Pump iſt todt“; denn das hieße bei Studenten ein unerſetzlicher Verluſt; ingleichen auch bei Modedamen, wennſchon dieſe aus Pump auch ‚Pomp‘ entwickeln, wie weiland Frau Adour zu Ludwig des fünfzehnten Gezeiten.

Zurückgekehrt nach Zittau, ſollte Mittſcherlich denn auch bald Gebrauch machen können von dem, was Habel ihm angeboten: deſſen Rath. Dies aber ging folgendermaßen zu:

Schon ſeit langen Zeiten waren die Zittauer der Anſicht: ‚Selber eſſen macht fett‘; daher ſie

denn nicht duldeten, daß fremde Biere — mit alleiniger Ausnahme des Oybiner Kloſterbräu's — im Gebiete der Stadt verkauft wurden. Wenn nun auch die Schweſterſtadt Görlitz in ganz gleicher Weiſe auf ſich hielt, ſo konnte ſie doch nicht ganz verhüten, daß das vorzügliche Zittauer Bier als offener Handelsartikel importirt wurde. Darob entſetzten ſich die Görlitzer und wehrten der weiteren Einfuhr des Zittauiſchen Gerſtenſaftes.

Das nahmen wiederum die Zittauer übel und regten ſich, ſolche Abwehr abzuwehren. Etliche derſelben kamen auf den Gedanken, Mittſcherlichs Gutachten hierüber einzuholen, worauf dieſer gern einging; hatte er doch jetzt, wonach er ſich geſehnt: Arbeit. Er ſetzte ſich an einen Schreibtiſch und überlegte lange, wie hier zu entſcheiden ſei. Dies ward ihm nicht ſo leicht; mocht wohl manche, durch Schwenzen des Collegs enſtandene Lücke ſeiner Kenntniſſe ſpüren. Zum Glück fiel ihm das Querzlein Habel ein. Er ritt gen Hainewalde und befrug das kleine Männlein. Auch dieſer war nicht

allſogleich beſchlußfähig. Erſt nach einiger Zeit der Ueberlegung ſagte er:

„Ich kann's den Zittauern nicht verdenken, wenn ſie Gewerbefreiheit haben wollen. Dann freilich müſſen auch ſie fremde Biere in ihre Stadt zulaſſen. Indeſſen — — — Weißt du was? Verſuch's mit einem gütlichen Vergleich unter Zuziehung unparteiiſcher Sachverſtändiger". —

‚Jawohl!', dachte Mittſcherlich auf dem Heimwege. ‚Gütlicher Vergleich! — das iſt der beſte Mittelweg, der aus einem juriſtiſchen Dilemma führt.'

Nun ſchlug er den Zittauern vor, ſie ſollten, unter Zuziehung je eines Sachverſtändigen aus Budiſſin, Lauban, Löbau und Kamenz, mit den Görlitzern ſich gütlich zu vergleichen ſuchen.

Das geſchah nun auch. Als aber die Verhandlung ſtattfand, ward ſie immer hitziger, dieweil jeder Sachverſtändige eine andere Meinung hatte, gerade wie im neunzehnten Jahrhundert, allwo dereinſt 5 Techniker in einer Prozeßverhandlung auch 5 verſchiedene Gutachten abgaben, ſo daß der leitende

Juriſt großen Reſpekt vor der Technik und deren Vertretern erhalten mußte.

Der Streit der gütlich Verhandelnden ging in Zank über, der Zank in Schimpfereien, alſo, daß die Budiſſiner den Schmeichelnamen Träberſäcke erhielten, die Görlitzer zu Wendehüten ernannt wurden, die Zittauer zu Kühtreibern, die Laubaner zu Zwiebelfreſſern, und die Löbauer zu Krautmahlern. Nur die Kamenzer gingen frei aus; haben aber anno 1620 auch ihr Fett gekriegt.

Es kam zu Nichts, und Mittſcherlich konnt keine Einigung erzielen. Nunmehr halfen die Zittauer ſich ſelbſt.

Als die Thurmuhr die zehnte Stunde des 3. Juni des Jahres 1463 verkündet hatte, verſammelten ſich die Zittauer nebſt Mitgliedern der Ritterſchaft zu gemeinſamen Berathungen. Mittſcherlich war an die wichtige Frage ſo ſehr gebunden, daß er auch hieran theilnahm. Er entſann ſich, in Mag. Chr. Ad. Peſcheck's Handbuch der Geſchichte von Zittau dereinſt geleſen zu haben, daß der entſtandene

Streit bis zum Jahre 1496 gewährt; daher er denn der ehrenwerthen Verſammlung zurief:

„Kinder! wenn Ihr Euch nicht einigt, ſo geht der 33jährige Bierkrieg an!“

Doch das wollte Niemand glauben; der Prophet mußte ſich ſogar vom Bürger Krebs auslachen laſſen. Was half hier das große Verdienſt, das er ſich einſt bei der Eroberung der Burg auf dem Oybin erworben! es war ſchon damals das alte Lied, daß der Prophet im Vaterlande Nichts galt. Trotz der Mahnungen beſchloß man noch ſelbigen Tages: ‚Sich der Görlitzer Abwehren nicht gefallen zu laſſen‘.

Entrüſtet über die erfahrene Nichtachtung reiſte Mittſcherlich ab mit dem Vorſatze, Rache zu nehmen und den Zittauern ſeine Macht fühlen zu laſſen. Von ſeinem Kottmarſchloſſe aus ritt er gen Görlitz und ſtachelte dieſes zum Widerſtande auf. Das hielt auch nicht ſchwer. Weil nun die Zittauer Jahre hindurch immer wieder ihr Bier in Görlitz einſchmuggelten, klagte dieſe Stadt ao 1489 beim Kaiſer Matthias über ihren Schaden, worauf am

11. December ſelben Jahres der Monarch von Ofen aus verordnete: ‚Daß hinfüro niemand fremdes Bier zu ſchänken, $1^1/_2$ Meilen zu rings um Görlitz zu rechnen, führen ſollte. Widrigenfalls möchten Die von Görlitz dieſelben Verbrecher nach Gelegenheit der Sachen ſtrafen und das Bier wegnehmen‘.

Das war Waſſer auf Mittſcherlichs Mühle. Nunmehr machten ſich junge Bürger von Görlitz unter ſeiner Führung auf, ermittelten des zittauer Bierſchankes verdächtige Orte, und zerſchlugen die Gefäße.

Entſchieden waren die Görlitzer ſeit Mittſcherlichs Uebertritt in ihr Lager im Vortheil; denn dieſer verfügte über die geheime Beihülfe der Querxe, der Feensmännlein bei Oſtritz, und Bludnik's Irrmacht. Freilich beſchwerten ſich nun wieder die Zittauer, alſo, daß König Wladislaw ao. 1490 den Görlitzern befahl, ‚In Anſehung der Bierfuhren Unfreundliches nicht vorzunehmen‘. Anderntheils verkündete der Landvogt, Sigismund von Wartenberg, den Görlitzern, ‚er habe den Zittauern befohlen, die Sache ruhen zu laſſen‘. Weil nun aber dieſe ſich nicht daran

kehrten, vor wie nach in alter Weiſe verfuhren und ſelbſt mit bewaffneter Hand die Ueberfälle der Görlitzer auf deren Gebiet abwehrten, ſo beſchwerte ſich abermals Görlitz, alſo, daß Wladislaw nunmehr den Zittauern befahl: ‚Sich nicht weiter an den Görlitzern zu vergreifen und ſolche Fehde von Stund an abzuſtellen‘. Dieſer Befehl war aber bei den Zittauern in den Wind geſprochen. Sie trieben's ärger denn zuvor.

Es waren böſe Zeiten! ſo bös, daß Mittſcherlich im Stillen ſein neunzehntes Jahrhundert ſegnete, welches von der unbeſchreiblichen Frechheit der engliſchen boycot oder deutſchen Bubenwiege Nichts weiß.

Im Görlitzer Gebiete waren Alle einig im Kampfe wider die gottloſen Biereinfuhren. Nur eine Ausnahme kam vor. Der Pfarrer Böhm, deß Dorf zu Görlitz gehörte, hatte ſich jedes Patriotismus oder Urbitismus dermaßen entſchlagen, daß er Zittauer Bier kommen ließ und verkaufte. Der Magiſtrat machte kein Federleſens und trieb ihn aus dem Amt. Böhm beſchwerte ſich zwar bei dem

Papſte, und dieſer gab dem Pfarrer Recht. Aber was machten ſich die Görlitzer daraus! ihr Zorn ſchwoll von Neuem immer mehr an. Als nun gar das Querxlein Habel an Mittſcherlich die Kunde kommen ließ, die Zittauer ſeien wiederum mit großen Bierfuhren unterwegs, da ließ ſich die Kampfesluſt nicht mehr halten.

Mittſcherlich ertheilte dem Bludnik den Befehl, er ſolle die Zittauer anführen Das ließ ſich dieſer nicht zweimal ſagen; jetzt konnte er einmal ſo recht funktioniren. Bei Hirſchfelde an der Neiſſe traf er die Zittauer mit ihren großen Bierwagen. Heuchleriſch bot er ſich ihnen als Führer an und geleitete den ganzen Troß, angeblich, um ihn vor den lauernden Görlitzern zu bewahren, an eine Stelle zwiſchen hier und Oſtritz im Oſtritzer Gehölz, die man gemeiniglich den ‚Läuſehübel‘ nannte. Hier erwarteten die Bierbeförderer die Nacht, unter deren Schutz alsdann weiter gedrungen werden ſollte.

Nach Bludniks Bericht hatten die Görlitzer nunmehr leichtes Spiel. Eine Schar wohlbewaffneter junger Bürger ſchlich ſich unter Mittſcherlichs Leitung

nach dem Läuſehübel und begann hier einen grimmen Kampf. Hei, wie ſauſten da die Hiebe nieder! wie ſpällten da die zerhauenen Faßreifen und Faßdauben! die alten Götter ſelbſt nahmen Theil wie vor Troja; denn in der Schaar der Zittauer leitete ungeſehen Ares oder Mars die fürchterliche Schlacht, während die Görlitzer vom unſichtbar gewordenen Mittſcherlich geführt und angefeuert wurden, und der war ja ein Jünger der Pallas Athene. So gab es ein entſetzliches — nicht Blut-, ſondern Bier-Bad, denn des edlen Saftes der in Strömen auf die Erde floß, wollt es ſchier kein Ende nehmen, alſo, daß allda ein Weiher entſtand, den man noch in jetzigen Gezeiten die ‚Bierpfütze‘ nennt. —

Am Morgen des folgenden Tages gelangte die Kunde von dieſer Gräuelthat alsbald gen Zittau. Die ganze Stadt war empört. Wuthſchnaubend verlangten die Bürger einen Rachekrieg, und der Rath trat zuſammen.

Mittſcherlich war begierig, heimlich zu erfahren, was man dort beſchließen würde. Darum ſteckte er dem Aale den Schwanz in's Maul und ſchlich un-

Zu Seite : 178 .

ſichtbar in die Stadt, in die Rathsverſammlung. Hier gab es nur einen einzigen Punkt der Tagesordnung: Rache! blutige Rache! — Einhellig beſchloß man, den Görlitzern einen Abſagebrief zu ſenden. Der ward allſogleich formuliret und vom Bürgermeiſter laut vorgeleſen. Der hub an:

„Derer von der Sitta an die Görlitzer Abſagebrief.

Wir, Bürgermeiſter, Rathmanne und ganze Gemeine der Stadt Zittaw entbitten und thun kund euch:

Nachdem ihr über Geboth und Verboth Königlicher Majeſtät, unſer allergnädigſten Herrſchaft, auch über manchfaltig gleiche unſer Inbittunge, unſer gebrawen Bier, zu merklichen unſern Schaden unerkandt aus eigener Torſt —

Wer wagt es, hier zu lachen!?“, rief plötzlich der Bürgermeiſter empört aus, als er ganz hart am Bürger Krebs lautes Gelächter erſchallen hörte. — „Du warſt es, Krebs!“

Entrüſtet blickten Alle auf den Miſſethäter. Der verſicherte aber bei ſeiner Seelen Seeligkeit, er ſei

es nicht geweſen. Es konnt ja Niemand ſehen und wiſſen, daß Mittſcherlich es war, der ſich erdreiſtet, über den Curialſtil, wie ob der ganzen Geſchichte überhaupt laut zu lachen, wozu er ſich die Nähe Krebſes erwählt, weil dieſer ihn dereinſt ausgelacht, als er den 33 jährigen Krieg geprophezeit hatte.

Der Bürgermeiſter fuhr fort:

„— aus eigener Torſt, mit frevelicher gewapneter Hand, nehmet und mehrmalen torſtiglichen genommen habt, daß wir —

Es lacht hier ſchon wieder wer!“, brüllte er wüthend in die Menge. „Krebs! bei dir war's!“

„Nein, wohllöblicher, hochweiſer Herr Bürgermeiſter!“, rief Krebs; „bei meiner armen Seelen Seligkeit — ich bin es nit geweſen!“

Als nun auch die nächſten Nachbarn Krebſes verſicherten, ſie hätten wohl ein Gelächter gehört, das aber ſei nicht aus Krebſes Munde entſtammet: ſo las der Bürgermeiſter weiter:

„— daß wir um ſolches Uebels und böſen Muthwillen, wie vor geſchrieben, unerfolget

alles Rechten, und bewahrt aller Ehren von euch uns geſchehen, euer Feind, das wir lieber vertragen wären, fein wollen und, wo wir wiſſen, können und mögen, zu Tag und Nacht, euch und alle den euern, am Leibe und Gute, Schaden wieder zugefügen, wollen wir unſer Ehre damitte vor uns, unſer Helffer und Helffers Helffer, wie noth iſt, vollkömmlich bewahrt haben, mit Urkundt dies Brieves verſiegelt mit unſer Stadt Innſiegel. 1496. —"

Kaum hatten der Herr Bürgermeiſter geendet, als ſich abermals jenes vertrakte Gelächter hören ließ. Nun iſt dies mit dem Lachen ſo ein eigen Ding! es ſteckt an, ſelbſt im ernſteſten Augenblicke, wie hier. Die Mannen in Krebſes nächſter Umgebung lachten mit, und als dieſer ſelbſt ſtreng ernſthaft blieb und von Mittſcherlich derhalben an der Hüfte gekitzelt ward, lachte auch er. Darob, und weil Mittſcherlich ſein ‚Amate inter vos!' hören ließ, begannen die Ernſtgebliebenen mit den Lachern anzubinden. Selbſt der Herr Bürgermeiſter geriethen mit etlichen Rathsmannen in Streit.

Nun wollt es Mittſcherlich nicht gerade zu einer ‚definitiven‘ — wie mein Freund Bl. immer ſagt —, Prügelei kommen laſſen; dazu hatte er die gute Stadt Zittau im Grunde doch zu lieb. Daher rief er laut „Satis est!“, und die Ruhe ward einigermaßen wieder hergeſtellt.

Faſſung und Façon des Abſagebriefes wurden genehmigt und Krebs — da denn doch zu großer Verdacht auf ihm lag — verurtheilt, als Herold den Brief gen Görlitz zu bringen. Die Sitzung war zu Ende.

Wer ſich aber nicht hat auslachen dürfen, in dem ſteckt noch längere Zeit ein Gelüſt hierzu. Das ward auf dem Markte befriedigt, zumal, als dem mehrberegten Krebs ein fahles Pferd vorgeführt ward, auf deſſen Rücken Herold und Brief gen Görlitz gelangen ſollten.

Mittſcherlich begleitete Beide, diesmal ſichtbar, und ward ſo zu ſeinem Ergötzen Zeuge, wie Krebs nach der Einhändigung in Görlitz über Hals und Kopf zum Neißethor hinausritt, als brennete die Stadt hinter ihm.

Nunmehr begann ein neuer Kampfeszug. Die Zittauer drangen in's Görlitzische gen Teutsch- und Wendisch-Oßig u. s. w., und raubten dort Kühe, Pferde, Kälber, Schweine und Schafe; tödteten auch etliches dieses unschuldigen Gethiers, also, daß es diesmal wirkliches Blutvergießen setzte. Als sich die streitbaren Mannen darauf gen Heidersdorf und Linde zu gleichen Trieben wandten, hatten die Görlitzer durch Mittscherlich Nachricht erhalten und sich schleunigst aufgemacht. Konnten sie aber nicht mehr erwischen.

Hierauf klagten die Görlitzer abermal beim König Wladislaw. Der ließ endlich etliche der Zittauer gefangen setzen und die Stadt eine Buße von 300 rheinischen Gülden an Görlitz zahlen. Dies ward eher überwunden. Daß aber der Papst Alexander auf die Klage des Wendisch-Oßig'er Pfarrers gegen die Zittauer eine Bulle ergehen ließ, das war fürchterlich, also, daß die armen Zittauer nunmehr ihren Schmerz durch eigenen Genuß des eigenen Bieres zu betäuben suchten. Andere wieder, selbst Wenigbemittelte, glaubten, der Bulle dadurch

Trotz bieten zu ſollen, daß ſie kein Büßergewand, ſondern koſtbare Kleidung trugen. Mocht nun wohl nach Biergenuß und Gewandung große Uebertreibung geherrſcht haben; denn Mittſcherlich, den man in Zittau ob der anerkannten Richtigkeit ſeiner ehemaligen Prophezeihung wieder ſehr hochachtungsvollſt behandelte, fand nach einer Reihe von Jahren in Zittau Einrichtungen vor, die ihm für manche Leute des neunzehnten Jahrhunderts wenigſtens im Principe ebenſo geeignet ſchienen. Einestheils nämlich läutete man in Zittau allabendlich um 9 Uhr die ſogenannte Bierglocke. Wer — er mochte ſein, wer er wolle —, nach dieſer Zeit von den herumgehenden Circulmeiſtern in den Bier- und Schänkhäuſern annoch betroffen wurde, der ward arretirt und mußte 12 gute Groſchen Strafe zahlen, der Wirth ſogar ein neues Schock.

Anderntheils war das Gebot ausgegangen: „Umnehmeröcke ſollen nicht mehr als einer Elle Sammt verbrämt ſein. Seidene und ſchamelotene Umnehmeröcke ſolle nicht tragen, wer nicht aner-

kannt wohlhabend ist, und wer nicht ohne Schulden und Borgen sein Gewerbe fördern könne". —

Als Mitscherlich solcher beiden Gebote kund ward, gedachte er seines Jahrhunderts mit einem bedeutungsvollen „Hm!", dessen Nachahmung seiten mancher unsrer Zeitgenossen ‚wir' zu wehren nicht ‚inderlage' sind und auch nicht sein mögen.

Fünftes Kapitel.

Mittſcherlich ſucht abermals nach Arbeit und hilft einem bekümmerten Vater. — Vom unterirdiſchen Gang im Mönchskloſter zu Löbau. — Der Wechſelbalg bei Weißenberg. — Der Keuler von Kreckwitz. — Die ſteinernen Köpfe am Budiſſiner Schloſſe Ortenburg. — Die geſtörte Waſſerkunſt zu Budiſſin. — Die Wunderblume auf dem Löbauer Berg. — Schöngrethchen von Eckardtsberg und Mittſcherlichs Lebensüberdruß. —

Am Kottmar ſaß Fürſt Mittſcherlich, lebensmüde und ernſt. Gleich einem Alpdrucke laſtete auf ihm der Gedanke, wie auf die Dauer unerträglich ſei, zu genießen, ohne zu arbeiten. Es war ihm unerklärlich geworden, wie Männer in den beſten Lebensjahren, die ſich als Privatus ‚zur Ruhe geſetzt', aushalten können, auf der lieben Gotteswelt weiter gar Nichts zu thun, als Coupons abſchneiden,

eſſen, trinken, ſchlafen und als Tagediebe ſpazieren gehen. Weil nun ſeinem Triebe, ſich nützlich zu machen, nicht genügende Gelegenheit zur Entfaltung regerer Thätigkeit geboten ward, und er anderntheils aus ſich heraus keine Selbſtproduktivität ſpürte, ſo beſchloß er abermals, dergleichen Gelegenheiten in der Außenwelt zu ſuchen. Er ſandte ſeine Diener in die Lande und ließ bekannt machen: Wer eines Raths bedürfe, ſolle ſich an ihn wenden; er werde helfen, zumal den Unterdrückten und Betrübten.

War auch alsbald ein alter Mann gekommen, der klagte ihm ſeine Noth und bat um Hülfe.

„Hatt einſt ein liebes Töchterlein“, ſo berichtete er, „gar ſchön und jung. Der hatte ein junger blondhariger Burſche das Herz verdreht, alſo, daß die Tochter mein darauf beſtand, ihn zu ehelichen. Ich aber war anderer Anſicht; der Burſche hatte Nichts, und einen armen Schlucker wollt ich nit zum Eidam haben. Als nun der Burſche gar nit abließ, die Tochter mein heimlich zu beſuchen, ſteckt ich ſie in das Nonnenkloſter zu Budiſſin. Der Burſche, als er dies vernommen, trat in ein Kloſter in

Löbau ein. Nun aber, nach Jahren, ziehet ein Gerücht, der Mönch ſei aus dem Kloſter entwichen und meine Tochter aus ihrem. Hab drum Bange, ſie möchten ſich zu ſündiger Vereinigung Winke gegeben und zuſammengefunden haben, auf Koſten ihrer Seelen Seligkeit. Als ich derhalb Einlaß in's Löbauer Kloſter begehrte, um mit dem Abte über den etwaigen Verbleib des Mönches zu ſprechen, ward mir der Eintritt verweigert. Ich wußt recht wohl, warum; weil ich mit leeren Händen kam. Nun mein Hab und Gut gar ſehr zuſammengeſchmolzen, dacht ich, wo anders her eine Koſtbarkeit zu erlangen, daß mich die Löbauer Mönche einließen. Auf'm Spitzberge bei Oderwitz haben ehemals Rieſen gehauſt; die trieben ihr Weſen gar gottesläſterlich, fluchten und ſpielten am Feſte aller Heiligen ganz lärmig Kegel, wobei ſie mit ſechs goldenen Kugeln nach ſechs goldnen Kegeln ſchoben. Vom Himmel aber war darob ein Feuerball herabgefahren, der begrub Rieſen, Kegel und Kugeln in die Erde. Hier liegt der geſchmolzene Goldklumpen. Ich hab gegraben und gehackt und geſucht, konnt

aber Nichts finden. — Nun du, Herr, große Macht und Kraft haſt, bitte ich dich, mir zum Goldſchatze vom Oberwitzer Spitzberge zu verhelfen, auf daß ich in Löbau Einlaß erhalten kann."

Mittſcherlich hatte dem Berichte bis zu Ende ruhig zugehört. Ihn kam ein Widerwille gegen den Mann an, der ſo hartherzig ſein Töchterlein in's Kloſter verſtoßen und nun zur Verzweiflung gebracht. Auch kam ihm verdächtig vor, daß der Mann ſo ſehr auf dem Oberwitzer Schatz beſtand. Ein Lämmlein, oder dergleichen, zum Geſchenk in's Löbauer Kloſter, hätt es auch verrichtet. Darum ſagte er ernſt:

„Wohl könnt ich dir den Schatz des Oberwitzer Spitzberges erſchließen. Doch bedarf es deſſen nicht; möcht auch nicht ohne Noth ein Kloſter bereichern. Iſt dir ſo ſehr daran gelegen, dort Näheres zu erfahren, warum bitteſt du mich nicht, daß ich es thu?".

„Herr!", ſagte darauf der Mann, „das hab ich nit gewagt, dieweil ich glaubt, ſo Sache wär dir nit gelegen."

„Warum nicht?“, entgegnete Mittſcherlich. „Wenn ich auch auf ganz anderem religiöſen Standpunkte ſtehe, im Privatumgang ſind die Mönche ganz gemüthliche Kauze, denen man es nicht im Geringſten äußerlich anmerkt, daß ſie zu ihren mönchiſchen Zwecken hetzen und Unfrieden ſäen können. Gerade die ſcheinbar Gutmüthigſten unter ihnen ſind hierin die allergefährlichſten. Mir können ſie Nichts anhaben. Bin alſo gern bereit, mich dort nach jenem Burſchen zu erkundigen. Vielleicht auch wiſſen ſie Etwas über deine Tochter, die arme Maid.“

Wohl oder übel mußte ſich der Alte hiermit begnügen. Er dankte, bat um Auskunft ſeiner Zeit, und ging von dannen.

Um ſein Wort einzulöſen, machte ſich Mittſcherlich auf, nahm aber zur Vorſorge einen großen fetten Ochſen mit und begab ſich an's Kloſter zu Löbau.

Als der Pförtner hier hörte, der Ochſe ſolle des Kloſters ſein, ließ er dieſen mitſammt dem vornehmen Geſchenkgeber ohne Weiteres ein. Der dicke, wohlgenährte Guardian führte den Gaſt allſo-

gleich zum Abt. Dieſer hatte kaum vernommen, daß der ebenſo wohlgenährte Ochſe ein Geſchenk ſei, als er den edlen Geber alsbald mit fürtrefflichem Wein traktirte und bereitwillig über den Mönch berichtete. Der Mönch war nicht entwichen, wie jener Alte wähnte, ſondern regulär in's Budiſſiner Kloſter übergetreten; allerdings ſei das Gerücht entſtanden: Um einer dortigen Nonne willen. Indeſſen wolle er es nicht glauben. Seinen Weg habe der blondhaarige Frater über Weißenberg und Kreckwitz genommen. Ob und wann er in Budiſſin eingetroffen, darüber würde Mittſcherlich am beſten dort nachfragen.

Dieſes Geſchäft war abgeſchloſſen. Nunmehr folgte noch ein munteres Geſpräch bei gutem Wein. Beides that ſeine Schuldigkeit dermaßen, daß das Aebtlein und Mittſcherlich in gar luſtige Stimmung geriethen und erſterer begehrte, ſich am Anblicke des großen fetten Ochſen zu erlaben.

Als Beide nun im Kloſterhofe erſchienen, fanden ſie den Guardian und die übrigen confratres in großer Beſtürzung. Der Ochſe war verſchwunden;

kein Menſch konnt ſich erklären, wohin, alſo, daß des Aebtleins ſonſt ſo glatte Stirn ſich zu finſteren Falten zuſammenzog. Hochehrwürden mochten wohl glauben, Mittſcherlich ſtünde mit dem Teufel im Bunde.

Auch der vornehme Gaſt war ſchier verwundert, und ſuchte allerorts nach dem Dechslein. Hierbei fand er in einem verſteckten Winkel ein umwölbtes ſchwarzes Loch, der Anfang zu einem ſchmalen Gang, der unterirdiſch nach dem Berge führte. Es blieb gar keine andere Möglichkeit übrig, als: dadrin mußte der Ochſe ſtecken. Das glaubten auch die Anderen. Nur wollt Niemand gern zuerſt hineinkriechen. Darauf ging Mittſcherlich beherzt voran, in der einen Hand eine Laterne, in der anderen einen Strick. Der Guardian und Bruder Pförtner folgten nach.

Nach nicht allzulanger Zeit hörten die Zurückgebliebenen aus dem Höhlengange ein lautes ‚Heureka!‘ erſchallen, d. i. verdolmetſchet: ‚Ich hab gefunden‘.

Und ſo war es auch. Nur entſtand für die

Zu Seite : 193. —

drei Suchenden die eine große Schwierigkeit, daß der tief eingedrungene Ochſe wegen der großen Schmalheit des unterirdiſchen Ganges nicht herumgedreht werden konnte. So blieb nichts Anderes übrig als, Mittſcherlich mußt den Strick an des Thieres Schwanz binden und dieſes ſo von den Dreien vorſichtig rückwärts herausgezogen werden.

Das war kein leichtes Stück. Man kam, wie in ſo manchen Dingen und Gedanken, nur ruckweiſe — vorwärts, wie die Menſchen dachten, und rückwärts nach des Ochſen Meinung, wobei dieſer gewiß nicht die Rückkehr in's Kloſter meinte. So diametral entgegengeſetzt ſind oft die Meinungen der Parteien. Der Guardian ſchwitzte und puſtete vor Anſtrengung und der Pförtner keuchte. Lag doch die ganze Laſt des Ziehens nur auf ihnen. Als nun gar der am Ochſenſchwanze gebundene Strick zerriß und der Guardian etwas unſanft den Boden küßte — aber rückwärts —, da konnt Mittſcherlich vor Lachen des Zerrens Geſchäfte nicht mehr theilen; mocht wohl auch denken: ‚Zu was ſoll ich mich plagen!', da ſie den Ochſen kaum erziehen konnten.

Nach langem Mühen waren die Erzieher endlich an die Ausmündung des dunklen Ganges gelangt. Der Guardian pflog zum Erſatz des aufgewendeten Athems des Puſtens und des Keuchens und rief gerechter Entrüſtung voll: „Nu ſo ein Rindvieh!“. Der Pförtner wiſchte den Schweiß von der Stirn, und Mittſcherlich hielt ſich den Leib vor Lachen. Der verſöhnte Abt aber ſchlug mit der runden fetten Hand auf den runden fetten Leib des vierbeinigen Deſerteurs und ſagte ſchmunzelnd:

„Ja ja, care amice! quod licet Jovi, non licet bovi“, — worauf Mittſcherlich erwiderte:

„So glaubt man gar oft in manchen Dingen den Stier bei den Hörnern gefaßt zu haben, und hat doch nur den Schwanz erwiſcht; gleichviel, ob der die Form von Bacillen hat, oder von neuen Vorſchlägen zur Umgeſtaltung des Chriſtenthums“.

Dies erzeugte bei den Fratres ein allgemein Gelächter, das Wiederfinden des Oechsleins gute Stimmung, und dieſe wiederum: den Wunſch, nach der gehabten Bangigkeit und Anſtrengung ſich mit Wein zu ſtärken. Darauf ging der Abt willig ein.

Es ward vom älteſten heraufgeholt, manch ſchraubend Witzwort herüber und hinüber geſchleudert, alſo, daß der Abt, der Mittſcherlichs zwar freiheitliches, aber tiefes Eindringen in die Religion wohl kannte, dieſen ſchließlich neckte:

„Sag an, was Aehnlichkeit iſt zwiſchen dir und dem Ochſen“.

„Gar keine“, entgegnete Mittſcherlich.

„Und doch!“, rief Jener ſchnell. „Ihr dranget Beide in die Tiefe ein und geriethet doch nur in Finſterniß“.

Darauf der Geneckte das fette Gelächter mit der lauten Frage übertönte:

„Und was Unterſchied iſt zwiſchen Euch und dem Ochſen?“

Da erſcholl es: „Bin begierig, zu hören“ — „Ein gar großer“ — und dergleichen mehr.

Mittſcherlich aber rief in die Menge hinein:

„Gar keiner!“

— machte ſich unſichtbar und verſchwand laut lachend, alſo, daß den Mönchen der Mund weit

offen ſtehen blieb, und der Abt nach Ueberſtehen des Schreckens beſtürzt ausrief:

Beim heiligen Brimborio! das war der Teufel oder Mittſcherlich!“ —

Weil nun das ‚oder‘ auch Gegenſätze verbinden kann wie: ‚Geld oder Leben!‘, ſo geht hieraus auch hervor, daß ‚Teufel‘ nicht gleichbedeutend mit ‚Mittſcherlich‘ ſein müſſe; im Gegentheil. Dieſer hatte eine Reiſe zu edlen Zwecken vor. Er wollt dem Alten Kunde verſchaffen; wollt — wenn irgend möglich — den jungen Burſchen mit der hübſchen Maid in Gretna Green trauen laſſen, und ſomit ein Werk unternehmen, das nicht teufliſch, ſondern echt engliſch war.

Thatendurſtig ritt Mittſcherlich auf Weißenberg zu, zugleich des öfteren ſich erkundigend, ob die Bewohner ſich eines blondhaarigen Mönches erinnern könnten. Unterwegs traf er die Murawa, die ihre ſtillen Wege ging. Er grüßte ſie freundlich und zog weiter.

Auf einſamem Waldwege bemerkte er nahe einem Dorfe ein altes, graues Männlein, das an einer

Pfütze kauerte und aus Straßenkoth einen menſchenähnlichen Klumpen formte. Da frug Mittſcherlich den Mann:

„Was machſt du da?“

— und Jener antwortete:

„Einen Wechſelbalg. Im Dorfe drüben iſt ein ſchönes Menſchenkind zur Welt gekommen, das muß ich haben“.

„Warum?“, frug der Fürſt weiter; „und wie willſt du dies anſtellen?“

Das Männlein grinſte ihn an und erwiderte:

„Während des Eſſens werde ich ſie verlocken, daß ſie ohne Dankgebet vom Tiſche aufſtehen und hinauslaufen, auf daß das Kind allein bleibt. Dann iſt es mein“.

Wohl beſchloß nun Mittſcherlich, dieſe Gräuelthat zu verhindern. Doch wollte er zuvor die Aeltern jenes Neugeborenen prüfen, weß Geiſtes Kind ſie ſeien. Daher ritt er ſeines Weges fürbaß in das Dorf; bat hier die Leute, die beim Mittageſſen weilten, um Speiſe und Trank, weil er krank und müde ſei. Da erhielt er denn reichlich, worum

er gebeten; auch wies man ihm ein warmes Plätzchen in der Hölle hinter dem Ofen an und pflegte ſein mit Sorgfalt; zumal dies am rauhen, kalten erſten Novembertag gar ſehr vonnöthen.

Nunmehr ſtand es feſt, daß den gutherzigen Leuten geholfen werden müſſe.

So mitten im Eſſen und Ruhen entſtand plötzlich im Pferdeſtall ein entſetzlich Schreien, Wiehern, Poltern und Stampfen. Alles eilte beſtürzt hinaus; nur das Kindlein und Mittſcherlich in ſeinem Ofenwinkel blieben.

Alsbald erſchien jenes Männlein, ergriff das Kind und legte ſeinen Wechſelbalg in die Wiege. Nunmehr ſprang Mittſcherlich hervor, rang mit dem Uebelthäter und entriß ihm ſeinen Raub. Der Unhold floh. Die Aeltern aber, als ſie des Näheren vernommen, konnten dem Retter nicht genug danken und wollten ihn ſchier beſchenken. Doch dieſer ſchlug Alles aus und reiſte ab, auf Kreckwitz zu.

‚Was das doch für unſelige Zuſtände ſind‘, überlegte er unterwegs. ‚Das kann bei uns doch nicht vorkommen! — — — — und doch! —

giebt es nicht auch in der neueren Geſchichte untergeſchobene Kinder? Auch nur um eines irdiſchen Vortheils willen?'

Kopfſchüttelnd ritt er weiter und mißmuthig, daß ſein Jahrhundert hierin nicht fortgeſchritten ſei. Auch war der inzwiſchen eingetretene Hubertustag gar unfreundlich und ſomit Beides dazu angethan, die Stimmung zu verſchlechtern. Gewölk ſtieg auf und verfinſterte den ohnehin dunklen Wald noch mehr.

Da hörte Mittſcherlich plötzlich ein unheimlich Schnaufen und Fauchen. Er ſchaute ſich um und erblickte zu ſeinem Schrecken einen großen Keuler, welcher feuerhauchend auf ihn und ſein Gefolge zugeſtürzt kam. Gegen ſolch Ungethüm beſaß der Fürſt keine Macht. Wenngleich er vom Pferde ſprang und das fürchterliche Wildſchwein mit dem Schwerte erwartete, blieb es doch fraglich, ob er dem Unthiere gewachſen war. Wohl hätte er nur ſeinen Ring zu drehen brauchen, um ſich allſogleich in ein ſicheres ‚alibi' zu begeben. Doch wollte er ſein Gefolge nicht feige verlaſſen. Er hielt Stand

und erwartete das feuerſchnaubende Thier mit dem Schwerte. Dieſes aber wich ſeinem Hiebe aus und ritzte ihn am Beine, alſo, daß es blutete. Unrettbar würde er verloren geweſen ſein, wenn nicht plötzlich Murawa herzugeeilt wäre. Die heilete ihn alsbald und rieth, den Wald ſchleunigſt zu verlaſſen.

„Dies war dein Glück“, ſagte ſie; „denn die Wunden, die der Keuler ſchlägt, ſind tödtlich“. —

Darob erſtattete Mittſcherlich der Helferin den feurigſten Dank; frug auch, wie ſie hierhergekommen.

„Will zum Thronberg“, rief ſie, „dort einen Geizhals im Traume zu plagen“ — und verſchwand.

Mittſcherlich ritt froh von dannen. Weil er nun leicht geneigt war, wo immer zu reflektiren, ſo kam ihm der Gedanke, ob nicht der Ausdruck ‚Schwein haben‘ aus dieſer Errettung von dem Keuler herrühre. Trotz dieſes ‚Habens‘ war er doch erfreut, als er endlich die Zinnen des Kreckwitzer Edelhofes erblickte.

Hatte er bei Weißenberg Glück und Freude der jungen Aeltern erleben können, ſo wurde er hier

Zeuge großer Trauer. Selbigen Tages war Herr Noſtitz, der Beſitzer des Edelhofes, begraben worden. Seine Hörigen umſtanden den Grabhügel trauernd und weinend, denn ſie hatten den Edlen gar lieb gehabt ob ſeiner Menſchlichkeit und Güte.

Deſſen Tod ſtand im Zuſammenhange mit dem feurigen Keuler. Der von Noſtitz hatte einſt geträumt, daß er von jenem großen Eber, welcher die Umgegend in Furcht und Schrecken ſetzte, getödtet werden würde. So unerſchrocken er auch als Waidmann war, ſo machte ihm doch jener Traum alſo zu ſchaffen, daß er von Stund an ſeinen Edelſitz nicht mehr verließ. Um ſo größer ward nun ſeine Freude, als dereinſt ſeine Jäger unter Hüfthornſchmettern und Jubelruf den böſen Eber erlegt in den Schloßhof brachten. Nun ward Wein die Fülle geſpendet und wacker gezecht und des Traumes bannende Verheißung belacht. Der von Noſtiz ſelbſt rief, als er des Keulers Gewehr befühlte, hohnlachend aus: „Nun wirſt du mir nichts mehr thun!“ — Ohne es zu bemerken, ritzte er ſich hierbei. Es entſtand mälig eine Entzündung und da-

rauf der Brand, der ſchließlich ſeinen Tod herbeigeführt hatte.

Als Mittſcherlich dieſe Kunde vernommen, ward er doch bedenklich, jenen Ausdruck von dieſem Falle abzuleiten, wie auch, in dieſer Nacht noch weiter zu reiten. Er blieb im Schloſſe, bis der Hubertustag vorüber und ſetzte erſt am folgenden Morgen die Reiſe nach Budiſſin fort, welche Stadt man zum Aerger etlicher fanatiſcher Wendenführer ſchließlich ‚Bautzen‘ genannt.

Hier war ſein erſter Gang zum Mönchskloſter, ſich nach dem blonden Frater und der Nonne zu erkundigen. Er kam zu ſpät.

Es war andem, was der Maid Vater gemuthmaßt und befürchtet. Die mächtige Liebe hatte dem jungen Mönche Mittel und Wege finden laſſen, ſich ſeiner Stillverlobten im Nonnenkloſter zu nähern. Mit einem nur halb unterdrückten Jubelruf war die Maid an die Bruſt des Geliebten geeilt und aller Vorſicht bar ſo in die Seligkeit des Wiederſehens verſunken, daß ſie und ihr Bräutigam nicht die grimmigen Geſichter bemerkten, die ſie beobachteten.

Wie kurz war der Liebenden Glück! — Ein Wonneblick, ein Kuß — und ſie wurden von rohen Fäuſten gepackt und in die unterſten Räume des Kloſters, nahe dem Schloſſe, geworfen, wo kein Lichtſtrahl zudrang. Andern Tages hat man ſie eingemauert, alſo, daß ſie zu Gerippen verdorreten. Kein Menſch, als ihre Henker, wußte davon. An dieſer Stelle war Feuer ausgebrochen, wenige Tage vor Mittſcherlichs Ankunft. Da hatte man die Gerippe gefunden. Da kamen Kloſter und Bürger überein, dieſem Falle zum Gedächtniß einen Mönchs- und einen Nonnen-Kopf in Stein bilden und beide Köpfe in dem Gemäuer der Ortenburg, nahe am Eingang, einmauern zu laſſen, allwo ſie heute noch zu ſehen ſind. ‚Zur Warnung für Andere‘, ſagten die Kloſterleute, ‚Zum Gedächtniß treuer Liebe‘ die Bürger.

Mittſcherlich aber ſandte einen ſeines Gefolges aus und ließ den Vater der Maid benachrichtigen. Der kam, der hörte und — brach zuſammen. Jetzt wühlten Reueſtacheln in ſeinem ſo hart geweſenen Herzen! jetzt hätte er ſein Kind trotz der gewähnten

Verſündigung verſöhnt an's Vaterherz drücken mögen in inniger Liebe! war doch das holde Reginchen ſein einzigſtes Kind geweſen.

Zu ſpät, zu ſpät!

Da hat ſich der alte Mann drin im Schloſſe Ortenburg am Fuße der Mauerwand hingeſetzt, in welcher die ſteinernen Köpfe befeſtigt ſind; hat zu ihr hinaufgeſchaut Tage lang; hat ſich vorgemalt, was gräßliche Qualen das geliebte Kind durch langſam Verhungern ausſtehen müſſen, und hat laut geſchrien in Verzweiflung, alſo, daß des Schloßpförtners Ehefrau mitleidig gefragt, ob ſie ihm helfen könne. Da iſt er aufgeſprungen, hat einen gräßlichen Fluch gegen das Kloſter ausgeſtoßen, alſo, daß die Pförtnersfrau entſetzt zurückwich und ſich erſt ſpäter wieder näherte, als der Alte in ſtilles Weinen ausbrach und mit den Worten: „O Reginlein, Reginlein! — Gott ſei mir Sünder gnädig!“ dahinſank zum Nimmerwiedererſtehen.

In einem Winkel ward ſein Leib verſcharrt. — — —

Das traurige Ereigniß, und daß er hier nicht helfen können, hatte Mittſcherlich mit tiefer Trauer

erfüllt, anderntheils mit großem Abſcheu vor dieſem Jahrhundert, da man um das Jahr 1500 lebte. Der Abſcheu ſollt noch größer werden.

Bei einer Umſchau in Budiſſin war dem Fürſten zu Ohren gekommen, in tiefem Gefängniß der Stadt liege ein Mechanikus und ſolle alsbald gerichtet werden. Das aber ging ſo zu:

Der geſchickte Mann hatte von wohllöblichem Magiſtrate den Auftrag bekommen, die Stadt mit Waſſer aus dem Spreefluſſe zu verſorgen. Weil aber dieſes Werk ſehr koſtſpielig auszuführen, hierbei aber großer Ruhm zu ernten war, ſo gab der Mechanikus ſeinen Kopf zum Pfande, wenn es nicht gehe. Das war gewagt. Jedoch der geübte Mann ſchritt flink an's Werk. Er bauete eine kunſtvolle Maſchine, welche das Waſſer auf einen der großen Thürme in der Ringmauer heben ſollte, den man noch heut als ‚Waſſerkunſt' ſieht und alſo bezeichnet. Als das ſchwierige Werk vollendet, ſiehe, da ging es nicht. Darauf ward der Mechanikus ins Gefängniß geworfen, um ſodann gerichtet zu werden.

Kaum hatte Mittſcherlich hiervon vernommen,

als er ſogleich beſchloß, den Armen zu befreien. Mit Hülfe ſeines Aales machte er ſich unſichtbar und erbrach des Nachts das finſtere Verließ, in welchem der Mechanikus ſchmachten mußte. Ohne Weiteres war dieſer bereit, ſeinem Retter ſchweigend zu folgen. In einer Viertelſtunde befand er ſich in Freiheit, nach einer weiteren: Draußen vor dem Lauenthore. Hier dankte er gerührt und wußt nicht, was all für gute Namen er ſeinem Retter geben ſollte. Sein Sinnen ging aber noch immer in dem Gedanken des endlichen Gelingens ſeiner Erfindung auf, ſo daß er trotz der Erlangung ſeiner Freiheit doch ein Seufzerlein ausſtieß.

Darob von Mittſcherlich befragt, ſagte er ihm, wie es ihm dennoch keine Ruhe laſſe; das Werk müſſe gehen, und er wiſſe nur nicht die hinderliche Urſach. Darauf rieth ihm der Fürſt:

„Gehe gen Ebendörfel zum Thronberg. Allda lege dich nieder zum Schlafen“. Denn er gedachte heimlich der dort weilenden Murawa, die ihm wohl im Schlafe helfen konnte. Damit er ſich aber auch zu legitimiren wiſſe, gab ihm Mittſcherlich eine Feder

von ſeinem Helme mit, die ſollte er ſorafältig in der linken Hand halten.

Der Mechanikus that alſo, wie ihm geheißen worden und legte ſich über Ebendörfel in das Gehölz des Thronberges ſchlafen. Deß ward die Murawa alsbald inne; ſah auch, daß die Feder vom Fürſten war und ſpiegelte dem ſchlafenden Mechanikus die wahre Thatſache im Traume vor: In einer der Röhren ſeiner Waſſerkunſt ſtecke eine Ratte, in Folge deſſen das Werk, weil verſtopft, nicht gehen könne.

Kaum war der Mann erwacht, als er vertrauensvoll wieder zur Stadt eilte, ſich hier den Richtern unter der Bedingung ſtellte, daß ſie vor ſeiner Hinrichtung eine nochmalige Unterſuchung der Kunſt geſtatteten. Richter und Magiſtrat waren hierüber ſchier verblüfft, zugleich aber auch neugierig, was daraus werden möge; ſie gingen auf die Bedingung ein.

Und ſiehe da — der Mechanikus fand wirklich eine Ratte, ſo, wie er im Traume geſehen. Als er dieſe herausgezogen, ging die Waſſerkunſt, und geht

noch bis auf den heutigen Tag und der Thurm heißt auch noch heute die Waſſerkunſt und iſt eine Zierde der alten Stadt.

Deß wurden die Bürger allenthalben froh, alſo, daß ſie den Thronberg bei Ebendörfel auch Traum- oder Troomberg nannten, woraus jetzo Dromberg geworden. —

Als Mittſcherlich die Stadt verließ, traf er auf dem Heimritte nach dem Kottmar wieder die Murawa. Er dankte ihr freundlich für die, dem Mechanikus geleiſtete Hülfe und frug, ob er ihr nicht in irgend einer Weiſe gefällig ſein könne, worauf ſie erwiderte:

„Nicht für mich, Herr! doch weiß ich in Löbau ein Menſchenkind, das ſich gar ſehr nach Erlöſung aus großer Noth ſehnt, und doch nicht weiß, was ihm hierzu dienen ſoll. Ich ſelbſt vermag nicht, hierin Etwas zu thun. Doch könnteſt du dem Bludnik heißen, ſich ins Mittel zu ſchlagen; der wird, wenn's auch wider ſeine Natur geht, dem Menſchenkinde zum Wahren verhelfen".

Nach dieſen Worten war die Frau verſchwunden

und Mittſcherlich rathlos geblieben. Er wußte nicht, ſich die dunklen Worte der Murawa zuſammen zu reimen. Wenn er gleichwohl gen Löbau ritt, um Weiteres zu erforſchen, ſo geſchah es in dem guten Glauben, ſich hier irgend Jemandem nützlich erweiſen zu können. Und das war die Triebfeder zu ſeinen Handlungen geworden; thätig ſein, ſchaffen und arbeiten im Dienſte der Menſchheit.

Nahe vor der Stadt fand er den Bludnik vor, welcher hier in böswilliger Weiſe Salz in eine Quelle geworfen, alſo, daß die Rathsmannen und Bürger der Stadt in den Irrthum geriethen, dieſe Quelle ſei zu einem heilkräftigen Born geworden, und die Stadt dadurch geeignet, ein ſo hervorragend Weltbad zu werden wie das altberühmte Wildbad im Schwarzwalde. Mittſcherlich rief den Bludnik zu ſich und frug ihn, ob er in der Stadt ein jung Menſchenkind kenne, das ſich gar ſehr nach Erlöſung aus großer Noth ſehne.

„In großer Noth glaubt Jeder zu ſein", ſagte Bludnik mit ſchadenfrohem Lächeln; „zumalen jetzt, wo man in Löbau endlich eingeſehen, daß ihrer

Quellen Salz nicht von Beſtand iſt. alſo, daß man von Gründung eines Weltbades mit ſchweren Seufzern abkommt und ſich mit einem Volkswaſchbad begnügen will. Doch willſt du wiſſen, wo wahre Noth, ſo gehe in ein klein grau Häuslein am Fluſſe. Dort ſitzt eine Maid, die nicht Troſt finden kann, denn ſie hat an einem Tage Vater und Mutter verloren, und bald darauf den herzgeliebten Bräutigam. Ich habe ihr vorgeſpiegelt, ſie ſolle einen Anderen heirathen; das würde ihr aus aller Noth helfen. Doch will ſie's juſt noch nicht recht glauben".

„Du traurig Weſen des Irrthums!", entgegnete Mittſcherlich; „du wirſt wohl ewig den Mägdlein vorſpiegeln, die Heirath ſei für eine Maid das einzige, beſte Erlöſungsmittel. Wie viele glauben das. Und nun ſie dir gefolgt ſind und die Ehe erlangt haben, ſehen ſie mit Trauer den Irrthum ein und wünſchen ſich danach die oft einzige Erlöſung, den Tod. Zu meiner Hochzeit haſt du mir verſprochen, mir dienen zu wollen, wenn auch nach deiner Art. So thu dies, wenn ich dich rufen werde, doch alſo, daß es ein gut Ende gewinnt".

Als Mittſcherlich in's Städtlein Löbau kam, fand er deſſen luſtige Bewohner mit mancherlei Schwank und Scherz beſchäftigt, dieweil es Johannisnacht war und dieſe alſo gefeiert zu werden pflegte. Vergeſſen ward für heut der Schmerz um's verlorene Weltbadparadies. Es herrſchte eitel Luſt und Fröhlichkeit, und ſpät erſt lagerte die Nacht Ruhe und Frieden auf die Fröhlichen. Das einzige Menſchenkind, das nicht mit einſtimmte, fand Mittſcherlich in jenem grauen Häuslein. Er machte ſich unſichtbar, trat ein und erſah einer lieblichen Maid von ſchönem Angeſicht und Wuchs. Aber der Wangen Roth war verſchwunden; bleich war ihr Antlitz und tiefer Gram und Kummer darin ausgeprägt. Aus ihren blauen Augen kamen die Thränen ſtromweis; aus ihrem Herzen die verzweiflungsvolle Wehklage: „Ach Gott! wann wird mein armes Herz Ruhe finden!“

Da ergriff den Fürſten ein tief erbarmend Mitleid. In ſeinem Innern thaten ſich die Schätze des neunzehnten Jahrhunderts auf, um die er ſich ſo lange nicht gekümmert; die er unbeachtet gelaſſen,

weil ihn nur nach Reichthum und Ehre verlangte ohne Arbeit. Jene Schätze aber glänzten als herrliche Troſtlieder, deren eines, von unſrem Gellert in kummervolle Herzen geſchrieben, er als Knabe hatte auswendig lernen müſſen, um es alsbald wieder zu vergeſſen. Wie aber der Erlöſer zu ſeinen Jüngern geſagt hatte: „Ihr werdet Euch deß Alles erinnern (was ich Euch gelehrt)“ — ſo iſt's auch in der Menſchenbruſt. Ein gutes Wort, zur Jugendzeit gehört, lebt ſpät oft wieder auf von ſelbſt, wenn wir in Noth ſind, und weiſet uns zum rechten Weg.

Und leiſe flüſterte der Mitleidsvolle dem troſtbedürftigen Mägdlein das Lied zu: „Auf Gott, und nicht auf meinen Rath will ich mein Glück erbauen“. Und die Maid lauſchte, als käm ſolcher Balſam von Oben. Wie ging es ihr zu Herzen, als ſie weiter hörte: „Was zagt mein Herz? Iſt auch ein Schmerz, der zu des Glaubens Ehre nicht zu beſiegen wäre? — „Nicht was ich mir erſehe, Sein Wille, der geſchehe!“ — Wie voll ſehnendem Begehr ließ ſie die Worte in ihr lauſchend Ohr

dringen: „Die größte Noth hebt einſt der Tod!“ — „Was iſt das Leiden dieſer Zeit? Wie bald iſt's überwunden! Hofft auf den Herrn! Er hilft Euch gern. Seid fröhlich, Ihr Gerechten! Der Herr hilft ſeinen Knechten“.

Und als die balſamiſche Weiſe wie himmliſche Muſik verklungen war, fiel die Maid auf die Knie und weinte bitterlich. Dann aber ſtand ſie gefaßt auf. Sie trat vor die Thür und blickte mit durſtender Seele hinauf zu den Sternen.

Das war der Augenblick, von welchem an Bludnik wirkte. Der Fürſt rief ihn herbei und winkte ihm, das Seinige zu thun. Wohl wußte er, daß Bludnik gern irre führe; doch vertraute er der Murawa, dem Weſen der Krankheit, welche ſo oft das Wahre und Rechte erkennen läßt.

Die Maid hielt ſich für innerlich befeſtigt. Als ſie aber das Irrlicht Bludniks in nächtlicher Finſterniß erblickte, folgte ſie ihm doch, durch das ſchon thauige Gras den Berg hinauf.

Im Zickzack ging der Weg; der Wald ward immer dichter, und es ſchien, als ob die Noth noch

größer werden ſollte. Doch auch Bludnik unterliegt einem höheren Willen. Er mußte weiter hinauf an eine Stelle, wo die Tannen traulich rauſchten in der Einſamkeit; wo ein ſchwacher lieblicher Duft begann, ſich merkbar zu machen. Da plötzlich ſah die Maid durch die Bäume hellen Glanz ſchimmern. Sie beachtete des Irrlichts matten Schein nicht mehr und wandte ſich eilig nach der Stelle, von wannen der Glanz ausſtrömte. Geblendet und doch voll Freuden ſchaute ſie auf den thauigen Waldboden. Hier blühte eine wundervolle Blume, dergleichen auf Erden keine ſchönere zu finden iſt; denn der Stengel war von hoffnungsgrünem Smaragd; die Blätter beſtanden aus liebesrothem Rubin. Im Kelche aber lagerte der Demant der größten Klarheit, Alles um ſich herum tageshell erleuchtend.

Das war die Wunderblume, von welcher der Maid Vater dereinſt ſo oft erzählt; das war das Herrliche, dem ſie ehemals ſo oft gelauſcht, das Köpfchen auf die Hand geſtützt und unerklärter Sehnſucht voll.

Leiſe trat die Maid näher. Sie ſtreckte die

zu Seite 214-215.

Hand aus, die Wunderblume zu pflücken. Sie zog sie wieder zurück, noch unentschlossen. Doch endlich faßte sie sich ein Herz und brach das Blümlein. — Da erlosch deren Glanz, und der Wald ward wieder dunkel wie zuvor.

Am Morgen drauf ging der Fürst, um die Maid besorgt, hinauf. Er fand sie todt im Grase liegen mit gefalteten Händen und dem Ausdrucke höchster Seligkeit im Antlitz. — Die größte Noth hebt doch der Tod

Doppelt ergriffen stand der Fürst vor der Entseelten; denn er empfand zugleich: Durch Irrthum erst gelangen wir wie oft zur höchsten Wahrheit.

Das tönte in ihm fort, als er schon längst wieder in seinem Schlosse auf dem Kottmar weilte, als längst das letzte Drittheil des sechzehnten Jahrhunderts angebrochen war. Auch er empfand Noth, vor Allem durch die sich immer mehr einstellenden Gebresten seines hohen Alters von mehr als 700 Jahren. Auch er empfand Sehnsucht, aus dieser Welt, der Welt des wirren Zauberwesens, scheiden und zurückkehren zu können in das neunzehnte Jahr-

hundert; um ſo mehr, als ein Ereigniß in der Stadt Zittau ſeinen Abſcheu vor der mittelalterlichen Zeit nur vergrößert hatte.

Ein Bote kam zu ihm aus Eckartsberg bei Zittau, und bat um ſeine ſchleunige Hülfe. Was er berichtete, klang nicht ſchön.

Der Bauer Adam Otto in dieſem Dorfe hatte eine Tochter, Margarethe mit Namen, als einzigſtes Kind. Die wuchs empor gleich einer ſchönen Lilie zu ſo wonnigem Ausſehen, daß weit und breit der Ruf der ſchönen, ſechzehnjährigen Maid erſcholl. Alsbald hatte ſich ein Heer von Anbetern um Schöngretchen verſammelt, doch ausſichtslos, die holde Maid blieb ungerührt. Da kam auch des zittauer Bürgermeiſters Sohn, Georg von Kohlo, zu der Lieblichen, und weil er ſchön von Angeſicht, ſowie gewandt in der Rede war, ſo erwiderte Schöngretchen ſeine Liebe, alſo daß dieſe nicht inniger werden konnte. Es war ein Jahr der Seligkeit, des wonnigſten Daſeins. Dann kamen Tage der Verzweiflung. In demſelben Augenblicke, als die Maid ein Kindlein in den Armen wiegte, gelangte

die Kunde zu ihr, Georg ſei ihr untreu geworden und habe ſich mit der Tochter des Rathsherrn Lorenz Heuner verlobt. Da begann im Innern Schöngretleins ein furchtbarer Kampf zu wogen. Natur und Gewiſſen ſtritten mit dem Gedanken an den Verluſt ihrer Ehre vor der Welt, bis ſie, von der Verzweiflung entſetzlicher Macht gepackt, den Einflüſterungen des böſen Geiſtes nachgab und das Kindlein tödtete. Das ward gar bald bekannt und die ſchöne junge Sünderin in der Stadt Zittau tiefſten Kerker gebracht. Der Bürgermeiſter Nikolaus von Dornſpach machte rechtswidrig und ohne ſondere Unterſuchung kurzen Prozeß und verurtheilte Margarethe zu grauſam qualvollem Tode. — Nun ſollte Mittſcherlich eilends kommen, die Ausführung des Urtheils zu verhüten mit allen Kräften, die ihm zu Gebote ſtanden.

Hierzu erklärte er ſich allſogleich bereit, entließ den Boten mit der Verſicherung, er würde im Nu in Zittau ſein und verſuchen, die Maid vor Qualen zu behüten.

Der Bote war fort. Mittſcherlich rüſtete ſich

zum Flug gen Zittau. Als er aber den Ring drehte, ergab es ſich, daß dieſer ſeine Wunderkraft verloren. Er konnte ihn wenden und winden, wie er wollte — es war aus mit dem Zauber.

Schnell ließ ſich Mittſcherlich ſein beſtes Pferd ſatteln und ritt, ſoweit es ein ſchwerer Körper zuläßt, mit Windeseile davon.

Er kam zu ſpät.

Ohne den Troſt der Religion erhalten zu haben, ward das junge Blut am 1. Auguſt, da man ſchrieb 1573, nahe der Begräbnißkirche zu Unſerer lieben Frauen lebendig begraben. Als Mittſcherlich hinzukam, ſchlug man zur Erhöhung der Grauſamkeit der armen Maid einen Pfahl durch den Leib.

Auf's Heftigſte erſchüttert, wandt ſich Mittſcherlich von dem gräßlichen Schauſpiel ab. Er hatte nicht mehr helfen können. Aber es überfiel ihn ein gewaltiger Zorn. Solche Gräuelthat mußte ſcharf geſtraft werden. Der Kaiſer reſidirte zur Zeit in Prag. Dorthin ritt er ohne Raſt und Ruh. Als er vor dem Palaſt des Herrſchers ankam, brach ſein Roß zuſammen. Er ließ es liegen, bat ohne Weiteres

um Audienz und erhielt dieſelbe auch ſogleich, als dem Kaiſer gemeldet ward, ein Mann von fürſtlichem Anſehen wünſche Seine Majeſtät zu ſprechen. Dieſe war empört über den Inhalt des Gemeldeten und verhieß alsbaldige ſtrengſte Unterſuchung. Es währete auch nicht allzulange, ſo wurde Dornſpach mitſammt dem ganzen Rathe ob jenes eigenmächtigen grauſamen Verfahrens zu ſtrenger Verantwortung gezogen. Die Stadt verlor die Obergerichte, die ſie erſt nach langer, langer Zeit gegen Zahlung einer hohen Bußſumme wieder erhielt.

War Mittſcherlich ſchon längſt über die Rohheit und Willkühr des Jahrhunderts empört, ſo ſetzte der gegenwärtige Fall allem Unerhörten die Krone auf. Der Fürſt ſah ein, daß das neunzehnte Jahrhundert trotz aller ſeiner Gebrechen doch tauſendmal beſſer ſei, als die Vergangenheit, und ward ſo gewaltig von der Sehnſucht zur Rückkehr in ſeine Zeit gepackt, daß er vom Kottmar aus von Neuem Boten über Boten ausſandte, um den Eulermann zu ſuchen, durch deſſen Umarmung allein er von dem ſchaurigen Leben in der Vergangenheit erlöſt werden konnte.

Ein halbes Jahr des Suchens war verſtrichen; kein Bote hatte den Mann mit den Eulen gefunden.

Müde, todtmüde ſank Mittſcherlich auf ſein Lager, verſuchend, ein Jahrhundert lang zu ſchlafen.

Sechſtes Kapitel.

Wie Fürſt Mittſcherlich an der Heilung der Mildnerin in Kamenz theilnimmt. — Die Kamenzer Naſen im 30jährigen Kriege. — Der Feuerhuſar von Hirſchfelde. — Die Büttelflaſche zu Budiſſin. — Vom Pumphut, ſeinen Streichen und ſeiner Bekanntſchaft mit Mittſcherlich. — Der Pumphut ſtraft einen Roßhändler und lernt den General Sybilski kennen als mächtiger. — Beide reiſen als fürſtlich Mittſcherlichiſche Adjutanten durch die Luft gen Dresden und biegen eine Kirchthurmſpitze um. — Pumphut und Sybilski auf der Maskerade in Dresden und beim Kanonenkauf am Oſtravorwerk, deſſen Pachter viel Schwein hat. — Dem Fürſten M. wird der Krieg erklärt. — Der Pumphut und das Kottmarſchloß. — Mittſcherlich wird durch den Eulenmann erlöſt. — Das Ende.

Schon Mancher hat ſich einmal vorgenommen, ‚Du willſt jetzt ſchlafen‘. Ob es ſich aber ausführen läßt, ob der Schlaf ſelbſt ſich zum Kommen bereit erklärt, das iſt eine andere Frage.

Alſo erging es auch unſerem Mittſcherlich, der wohl den Vorſatz hatte, mindeſtens ein Jahrhundert zu verſchlafen, doch hieran durch der Zeiten Ereigniſſe verhindert ward. Es überkam ihn eine große Unruhe, wie ſie den Studenten zu befallen pflegt, der nach Abſolvirung von 8 Semeſtern dem Examen entgegengeht und ſehnlichſt denkt: ‚Hätt ich doch die erſten Semeſter mehr gearbeitet, ſo bedürfte ich jetzt nicht der Hochdruckpreſſe des vorbereitenden Einpaukers!‘.

Mußte Fürſt Mittſcherlich auf die Hoffnung zu ſo langem Schlafe, der gar wohl bequem geweſen wäre und Mühen erſpart hätte, verzichten, ſo ließ ihn ſeine innere Unruhe jetzt, wo nun einmal gewacht werden mußte, mit Freuden jede Gelegenheit ergreifen, welche ſich zu irgend einer nützlichen Thätigkeit bot.

Als ſich daher die diesmal als grauer Schmetterling erſcheinende Murawa bei ihm beſchwerte, in Kamenz wolle man die Gebeine des heiligen Bernhardt an Kranken Wunder thun laſſen, alſo, daß ſie keine Macht mehr über die Menſchen habe, da

erklärte er ſich, zugleich kraft ſeiner Aufklärung, gern bereit, der Frau aus alter Freundſchaft beizuſtehen.

Die große Weltuhr zeigte auf das Jahr 1608, als Mittſcherlich ſich aufmachte, gen Kamenz zu reiten. Hier in der traulichen alten Stadt angekommen, fand er eine Menge Volks an dem Nonnenkloſter verſammelt, welches Skt. Bernhardtus dereinſt geſtiftet hatte. Noch verrichtete der Wunderaal ſeine Dienſte; noch konnte ſich der Fürſt unſichtbar machen. Dies hielt er für räthlich, denn die ganze Sache lief nach ſeiner Anſicht — resp. nachſeineranſicht — doch nur auf einen Betrug hinaus.

Ehe er ſich in Dunſt auflöſte, frug er einen Bürger nach dem Grunde des Zuſammenlaufes. Von dieſem erfuhr er: Bei Erneuerung des Denkmales des Heiligen ſei aus dem Grabe ein wonniglicher Duft herausgedrungen und habe das ganze Kloſter durchwürzt. Drinnen aber ſolle die Mildnerin, d. i. die Schweſter Maria, an einer Krankheit hart darniederliegen. Die wolle man nun an das offene

Grab des Heiligen tragen, auf daß ſie allhier geſunde.

Der Bürger hatte, wie viele andere, das vollſte Vertrauen zu der Heilkraft des Bernhardt'ſchen Duftes. Das konnte den Fürſten nicht wundern; entſann er ſich doch aus dem neunzehnten Jahrhundert ganz ähnlicher Vorkommniſſe. Und ſogar dieſe aufgeklärte Zeit findet ſtets eine Menge Gläubige, die ſich nicht belehren laſſen. Um wie viel mehr ſtand zu erwarten, daß die Menſchen des Jahres 1608 keine Lehre annehmen würden. Hier mußte praktiſch verfahren werden.

Zu dem Zwecke unterſuchte Mittſcherlich unſichtbar zunächſt die Gruft. Hier entdeckte er auch ſogleich eine große Menge ſtarker Gewürze, die ihren Duft weit ausſtrömten. Die waren gefliſſentlich hineingelegt und vorgegeben worden, der Duft ſtamme von des Heiligen Gebeinen.

Sodann begab er ſich an die Pforte des Kloſters. Ungeſehen huſchte er bei gelegentlichem Thoraufſchluß hinein, drang ſodann in den Raum, allwo die Mildnerin ſich befand und ward hier Augen-

Zu Seite: 225.

und Ohrenzeuge von realiſtiſch-metaphyſiſchen Unternehmungen.

Die Aebtiſſin malte mit einigen Nonnen das Geſicht der kerngeſunden und rothwangigen Mildnerin kreideweiß an, ſtrich unter die Augen bläuliche Farbe und gab ſo zur Beluſtigung Mittſcherlichs dem Antlitz das Ausſehen entſetzlichen Leidens, alſo, daß man denken mußte, die Mildnerin könne kaum noch länger als ein Paar Stunden leben. Als ſich dieſe im Spiegel betrachtete, mußte ſie laut lachen, und die Anderen lachten mit. Nun ward noch verabredet, daß ſie und wie ſie ächzen und ſtöhnen ſollte, ſobald ſie in einem Siechkorbe todtmatt an das Grab getragen würde. Nach gehöriger Dufteinſaugung ſollte ſie ſich verhüllen, mit einem naſſen Tuche das aufgemalte Weiß und Blau entfernen und ſodann friſch und roth aus dem Siechkorb ſpringen.

Selbſt Mittſcherlich mußte mit lachen. Die Geſchichte machte ihm ungeheuren Spaß.

Wie beſtimmt und berechnet worden war, vollzog ſich nun auch die Heilung der Mildnerin. Das

Volk ſtaunte ob ſolchen Wunders und kniete andächtig nieder. Die Ungläubigen, die ſich darunter befanden, wagten nicht, dagegen zu ſprechen. Als aber Mittſcherlich plötzlich die Gewürze vorzeigte, ſowie erklärte, woher die blauen Abdrücke auf dem naſſen Tuche ſtammten, jubelten ſie dem Aufklärer entgegen, alſo, daß die Zahl der Zweifler bedenklich wuchs. Die Anſtifter des Betruges aber verſicherten hoch und theuer, es ſei Alles reine Wahrheit, und der Unhold, der dagegen agitirt habe, der Teufel. Es iſt immer ſo geweſen, daß alles das, was Einem nicht in den Kram paßt, dem Teufel in die Schuhe geſchoben wird, auch die eigene Sündhaftigkeit.

Nun ging es freilich unſerem Mittſcherlich hart an den Kragen. Der hätte ſich nur wieder unſichtbar zu machen brauchen, um ſich zu ſchützen. Das wollte er jedoch nicht, ſondern den ganzen Spaß bis zu Ende plaſtiſch mit erleben. Als nun die Kloſterknechte auf der wüthenden Nonnen Geheiß auf ihn eindrangen, rief er nur: „Ihr Kloſtervolk und Ihr Gläubigen, „Amate inter vos!“, und ſogleich begannen die Angeredeten ſich untereinander

zu prügeln, während die hiervon befreiten Ungläubigen ob dieſes ſonderlichen Ereigniſſes laut lachten, bis endlich das bekannte ‚Satis est!‘ der Walkerei ein Ende machte und Alles ſich erſtaunt angaffte, wie eine ſolche unter Gläubigen überhaupt möglich war.

Wenngleich nun Mittſcherlich dem Volke ad oculos bewieſen hatte, daß hier lediglich eine Vorſpiegelung falſcher Thatſachen im Gange geweſen, beharrte doch eine noch immer große Menge beim Fürwahrhalten und ſchaffte andere Kranke herbei, an denen die Heilkraft merkwürdiger Weiſe ſich nicht bewährte.

Die ungläubigen der Kamenzer Bürger vermochten ihr Erſtaunen über die dennoch andauernde Zähigkeit nicht zu unterdrücken; darum ſagte Mittſcherlich:

„Kinder! laßt Euch das nicht Wunder nehmen. Wenn alle Sprüche der Wahrheit ſämmtlich zu Grunde gehen ſollten, ſo wird doch der eine ewig fortbeſtehen: ‚Gegen Dummheit kämpfen Götter ſelbſt vergebens.‘

Und als die Gläubigen aus der Menge ihr Erſtaunen über das Auftreten und Sein Mittſcherlichs kundgaben, ſagten die frommen Kloſterleute:

„Kinder! laßt Euch das nicht Wunder nehmen! das war der teufeliſche Geiſt, ſo ſich Aufklärung nennt! vor dem behüte Euch die Geſammtheit aller Heiligen!“ —

Die Anhänger Mittſcherlichs baten dieſen um recht langes Verweilen in Kamenz. Dem willfahrtete der Fürſt um ſo geneigter, als er die gute Stadt anderen Orten gegenüber ſtiefväterlich behandelt hatte. Mit den in raſender Schnelle dahinfliehenden Jahren waren ohnehin Zeiten eingetreten, in denen er den guten Bürgern ſich nützlich machen konnte. Schon im Jahre 1618 begann ein grimmer chriſtlicher Krieg durch ganz Deutſchland. Die Kamenzer achteten deß anfänglich nicht ſehr. Wie erſtaunten ſie aber, als Mittſcherlich ihnen verkündete:

„Kinder! nehmt das nicht ſo leicht! denn jetzo beginnt der dreißigjährige Krieg!“

„Was?“, riefen da die guten Bürger. „Wie iſt dies möglich, ſo lange?“

„Warum nicht!?“, entgegnete Jener; „wenn man ſich ehedem drei und dreißig Jahre lang um des Bieres willen herumgeſchlagen, warum da nicht nur ihrer dreißig um den Glauben? Bei Chriſten iſt dies Alles möglich“.

Und Mittſcherlich hatte vollkommen Recht. Der mörderiſche Krieg ward immer blutiger und zog auch die gute Stadt Kamenz in ſein Wüſten, gleich in den erſten Jahren. Weil nun die Stadt zu Friedrich von der Pfalz hielt, zog anno 1620 Herzog Johann Georg mit Heeresmacht in die Lauſitz ein. Da ward den ſchutzloſen Kamenzern doch bange, es könnte auf ſie gemünzet ſein, und frugen Mittſcherlich um Rath. Der aber, ihnen vorſtellend, daß ſie keine Macht dagegen aufſtellen könnten, empfahl ihnen, eine Deputation an den Herzog zu ſenden, um dieſen gnädig zu ſtimmen. Das iſt in Fällen, wo man von Allen verlaſſen iſt, trotz des Bewußtſeins ſeines Rechtes mitunter noch das Beſte.

Der Herzog, als er die Kamenzer kommen ſah, hatte lachend ausgerufen: „Ha ha ha! die haben's gerochen!“. Das ward alsbald aller Orten ruchbar.

Weil nun die Zittauer, die Görlitzer und Laubaner, die Löbauer und Budiſſiner ihrer Spitznamen nicht los werden konnten, mochten ſie denken, daß getheilter Schmerz halber Schmerz ſei, und nannten die Kamenzer die Riecher. Und dies hat ſich bis heute noch ſprüchwörtlich erhalten, alſo, daß man von dem, der eine Unannehmlichkeit im Voraus ſieht, und ſie abzuwenden ſich bemüht, ſagt: ‚Der hat eine Kamenzer Naſe‘. Und ich meine, hiermit können die Kamenzer zufrieden ſein, da ſie doch bei ſolchem Spitzworte, gegenüber den Träberſäcken, Wendehüten, Kühtreibern, Zwiebelfreſſern und Krautmahlern, mit einem blauen Auge davon gekommen ſind. —

So hatte Mittſcherlich die Stadt vor Zerſtörung bewahrt. Das ward bekannt, auch in Bautzen. Hier hatte Wallenſtein eine Beſatzung unter dem Befehle des Oberſten Golz zurückgelaſſen, der die armen Bewohner ſo ſchauerlich behandelte und brandſchatzte, daß ſie Mittſcherlich zu Hülfe riefen und dieſer die Sachſen beredete, bis ſie endlich, anno 1634, vor die Stadt rückten, um ſie einzunehmen.

Der Oberſt ließ ſogleich die Vorſtädte in Brand ſtecken, alſo, daß auch die ganze übrige Stadt alsbald in hellen Flammen ſtand, mit alleiniger Ausnahme der Ortenburg und eines, durch Zigeuner feuerfeſt geſprochenen Hauſes auf der Goſchwitzgaſſe. Darauf bewilligten die Sachſen den freien, doch unverzüglichen Abzug des Oberſten Goltz. Der nahm es an, verſchwor ſich aber hoch und theuer, nun wolle er die ganze Gegend, ſo um Budiſſin be- — nein gelegen, verwüſten.

Das hatte Mittſcherlich gehört und beſchloſſen, den Unhold an der Ausübung weiterer Gräuelthaten zu be- — nein, zu verhindern. Zu dem Zwecke blieb er unſichtbar fortwährend an der Seite des Oberſten. Als dieſer nun zum Lauenthore hinausritt und ſo vieler Wehklagen der Abgebrannten hörte, rief er höhniſch:

„Hört Ihr, wie die Hunde von Budiſſin heulen?“

Das aber ſollte ſein letztes Wort ſein. Empört über dieſen Teufel, verſetzte ihm Mittſcherlich einen ſo derben Schlag auf die Bruſt, daß der Elende

todt vom Pferde ſank und ſeine Söldner meinten, es habe ihn ein Herzſchlag getroffen.

So hatte Mittſcherlich Budiſſins Umgebung ebenſo vor weiteren Uebeln bewahrt, und ſich ſonſt bemüht, während des 30jährigen Krieges den ſchwergeprüften Lauſitzern zu helfen, wo er nur konnte.

Auch Hirſchfelde hatte ihn um Schutz gebeten. Zwiſchen hier, Neibersdorf, Friedersdorf, Giesmannsdorf und Seitzendorf wurden die Bewohner hart geplagt von plündernden Deſerteuren, oder Söldnern, die den Krieg privatim für ihren Geldbeutel trieben. Von ihnen zeichnete ſich ein wüthender Huſar hauptſächlich durch Raub und Grauſamkeiten aus, noch immer, als der 30jährige Krieg ſchon beendet war. Den Unmenſchen unſchädlich zu machen, war Mittſcherlich gerufen worden.

Nur ungern zog dieſer von Budiſſin weg. Hier hatte er bei dem angeſehenen und intelligenten Bürger Mirſch langdauernde Gaſtfreundſchaft genoſſen und ſich in allen Stücken bei ihm wohlbefunden. Das aber war ein Nachkomme jenes Mirſch,

welchen der hämiſche Franziskanermönch von mehr als 400 Jahren ſo ſehr verläſtert hatte.

Doch weil der Fürſt ſich nützlich machen wollte, brach er an einem ſchönen Oktobertage des Jahres 1678 von Budiſſin auf, jenen Bedrängten zu Hülfe.

Als er vom Hauptmarkte ſeinen Ritt beginnen wollte, konnte er nicht ſo leicht durch die hier verſammelte, dichte Menſchenmenge dringen. Er mußte warten. An der Ecke des Gewandhauſes erblickte er am Pranger ein Weib, welchem die Büttel ein eiſern Kettengeſchmeide mit einer runden, ſteinernen Flaſche, der Büttelflaſche, umhängten. Die mußte das Weib unter Vorantritt eines Büttels dreimal um das Rathhaus herumtragen. Als Mittſcherlich ſeinen Gaſtgeber darob befrug, erklärte dieſer:

„Alſo ergeht es bei uns allen zänkiſchen Weibern, die ſich mit Worten und Werken gegen einander vergangen haben. Darum denn auch auf der Flaſchen zwei Weiber abgebildet ſind, darunter der Spruch: ‚Wenn ſich Magd und Weiber ſchlagen, müſſen ſie die Flaſche tragen‘.“

„Und das wirkt?“, frug Jener weiter.

„Fürtrefflich!“, entgegnete der Bürger.

Mittſcherlich aber, nachdem er Abſchied genommen, ritt von dannen unter tiefem Nachdenken, ob nicht doch beſſer ſei, etwas dem Aehnliches in's neunzehnte Jahrhundert zu übertragen, allwo das bischen Geldſtrafe nur wenig zu helfen ſcheint.

So im Sinnen verloren, bemerkte er nach einſtündigem Ritte an einer Dorfmühle, daß deren Inſaſſen in großer Aufregung am Mühlrade ſtanden. Das ging nicht und ging nicht, es mochte noch ſo viel Waſſer zugelaſſen werden. Nun gab es aber im Dorfe eine weiſe Frau, die ſehr Vieles wußte, was andere Leute nicht wußten. Die war herbeigeholt worden und ſollte nun angeben, woher der Stillſtand des Rades rühre und wie es wieder zu bewegen ſei. Das war der Augenblick, in welchem Mittſcherlich hinzugekommen. Als nun dieſer frug, was hier los ſei, ward ihm berichtet.

Wie ſehr erſtaunte er aber, als er nunmehr zum erſten Male die oberlauſitzer Mundart hörte, faſt genau ſo, wie ſie noch heute geſprochen wird. Daß er, der Sohn des neunzehnten Jahrhunderts und

ſelbſt ein geborener Oberlauſitzer, erſtaunte, kann nicht Wunder nehmen. Im Laufe ſo langer, längſt vergangener Zeit, die er durchlebte, hatte Mittſcherlich durch die Zahl und Wucht großer und wunderbarer Ereigniſſe viel vergeſſen; ſonſt hätte er ſich entſinnen müſſen, wie Preusker an vielen Beiſpielen aus den Jahren 1712 bis 1754 nachgewieſen, daß die oberlauſitzer Mundart ſich in einundeinhalb Jahrhundert faſt gar nicht geändert hat Kommt nun noch hinzu, daß Mittſcherlich durch den dreißigjährigen Krieg, ſowie hiernach durch den langen Aufenthalt in dem ſtädtiſch ſprechenden Budiſſin oder Bautzen ſich um die Sprachweiſe des Volkes, die ſich mittlerweile allmälig geändert hatte, zu kümmern nicht Zeit gefunden, ſo können wir ihm keine Vorwürfe über ſein, Kenntnißvergeßlichkeit bekundendes Erſtaunen machen. Genug, die weiſe Frau that ihren oberlauſitzer Mund auf und berichtete auf Oberlauſitziſch, wie folgt:

„Loßt Dich ſoin! — Ich ho's wull bemerkt, doß a graues Männ'l ba'n Müller gekomm öß und hot ümm anne Gabe oangeſproch'n. Ehr, Müller,

habt ihn abgewieſ'n und zum Schure hot dos Männ'l Oier Rad feſtgeroſt't. Dos graue Männ'l wor oaber niemand angerſch, as d'r Pumphut. Hätt't Ehr emm wos gegeb'n, doa hätt e Dich reich gemacht. Su oaber hot e'ch gerächt. Wenn Ehr wollt, doß's Radl widder gihn ſoll, doa müßt Ehr'n noachlof'n, emm was ſchenk'n und ümm Verzeihung bitt'n."

Dieſe Mähr war dem Fürſten wunderlich. Er entſann ſich zwar dunkel, daß er einſt einmal von einem Weſen gleichen Namens, das ſeinen Spuk im ſächſiſchen Vogtlande getrieben, etwas geleſen hatte. Dies war aber vor mehr als 900 Jahren geſchehen, und er ſomit begierig, aus dem Munde der weiſen Frau Näheres zu erfahren.

„Dar Pumphutt," berichtete denn dieſe nun, „öß a wunnerlich närrſch'r Karl, dar de ſihre wuhlthät'g wer'n kon, oaber ooch ſihre rachſücht'g und gefährlich. E öß ei'm Dorfe Spuhla, oad'r Spohl ba Hoyerswerde gebor'n, hot de Müllerei erlernt und thoat d'rnoo wandern. Wu e ſenne Toifelskünſte her hot, dos weeß Niemand. Suvill ſtiht feſte, doß, wie e kaum gebor'n wor, e weg wor

wie anne Mütze, und ei ſenn Bette lag doafirr anne Ringelnatter. Na, doa ſein ſenne Aeltern ne ſchlaicht driwwer erſchrock'n. Wie ſ'n nu doß ſ'n ängſtlich ſucht'n, kimmt dar Racker uff amol vo gonz oalleene widder, gonz friſch und geſund, und legt'ch widder ei's Bette nei. Ei ſenner Wanderzeit hot e nu hellſches Toifelszoig verführt. Doa wor e amol ei an poppiernen Kahn iwwer de Elbe und de Mulde gefohr'n; d'rnoo uff anner Hoiſchrecke durch de Luft geritt'n. Ei Volkmarſchdoof, wu d'r Müller anne noie, oaber zu kurze Radwelle gemacht hoatte, hot d'r Pumphutt, weil'n d'r Müller ümm Hülfe bat, die Welle aswie Bretz'lteig ausennangergezog'n und ümm anne Elle länger g'macht. Und irſcht naicht'n hot e ei d'r Budiſſiner gruß'n Mühle an Mühlſteen mitt'ndurch annzwee geſchnitt'n. Daſt'rwaig'n nehmt Dich vir'n ei Acht und meents ack gutt mött'n."

Weil nun der Müller ſonſt ein braver Menſch zu ſein ſchien und mit irdiſchen Gütern nicht beſonders geſegnet war, ſo nahm ſich Mittſcherlich auf ſeinem Heimritt vor, den Pumphut, wenn er ihn

fände, zur Aufhebnng der Strafe zu bewegen. Es währte auch nicht lange, ſo traf er ihn in Beiersdorf, wie Pumphut eben im Begriff ſtand, einem armen Bauer, der dieſen beſchenkt, eine reiche Ernte zu verſchaffen. Das ſtimmte den Fürſten günſtig für den Kauz, welcher plötzlich vor ihm ſtand. Der kleine Kerl trug graue Kleider und auf dem Kopfe einen breitkrempigen hohen und ſpitzen Hut, deſſen Ausſehen ihm den Namen Pumphut verſchafft hatte.

„Biſt du der Pumphut?“ frug Mittſcherlich.

Dieſer ſah ihn groß an und antwortete kurz:

„Bin ich.“

„Wie ich gehört, biſt du zu übermenſchlichen Leiſtungen fähig“.

„Bin ich“, verſetzte der Pumphut und ſah den Fürſten mißtrauiſch an.

Nun hatte Pumphut ein ſo ſonderbar verzogen Geſicht, daß, wer ihn nicht kannte, über dieſes Geſicht lachen mußte. Das nahm der Kauz regelmäßig übel, zum Nachtheil des Lachers. Auch dem Fürſten kam das Lachen an. Weil aber in ihm der Gedanke entſtand, den Pumphut an ſich zu feſſeln, um ſeine

wankend gewordene Fürſtenmacht zu vergrößern, ſo verbiß er das Lachen und nahm eine freundliche Miene an. Zufolge deſſen ward Pumphut zutraulicher und ging auf folgendes Geſpräch willig ein.

„Sag mal, Pumphut! kennſt du mich?“

„Kenn dich“.

„Du haſt ein gutes Herz; das weiß ich. Jener Müller, dem du das Rad eingeroſtet, bereut, daß er dich hart abgewieſen. Er iſt ein armer Schlucker. Willſt du ihm das Rad nicht wieder gehen laſſen?“

„Will ich“.

„Sieh, ich hab mich nicht in dir getäuſcht. Nun ſag einmal weiter: Willſt du in meine Dienſte treten?“

„Will ich“.

„Und kannſt noch immer den Guten helfen, den Böſen ſchaden?“

„Kann ich“.

„Nun gut! ſo bleibe bei mir! topp?“

„Topp!“

Sie reichten ſich die Hände, und der Bund war geſchloſſen.

Auch hielt Pumphut Wort, eilte zur bewußten Mühle zurück, ſetzte das Rad in Gang und war in kurzer Zeit wieder beim Fürſten, der ihn nun mit in ſein Schloß auf dem Kottmar nahm.

Die Erwerbung Pumphut's war ebenſo glücklich vollzogen als weiſe. Die Staaten um Fürſt Mittſcherlichs Land, das iſt Preußen und Oeſterreich, begannen, einander finſtere Geſichter zu ſchneiden. Daß es nicht hierbei bleiben würde, ſah Mittſcherlich voraus, denn ſoviel entſann er ſich noch aus der Weltgeſchichte, daß um die Zeit beide Mächte einen langen Krieg geführt. Dadurch mußte ſeine Dynaſtie gefährdet werden. Nun hatte er zwar das Leben in der Vorzeit gründlich ſatt und ſehnte ſich nach endlicher Begegnung mit einem Eulenmann, und mit Macht zurück in ſein Jahrhundert. Indeſſen auch der Lebensüberdrüſſigſte klammert ſich noch an einen Strohhalm zu ſeiner Rettung, wenn er in's Waſſer gefallen. So lag auch dem Fürſten daran, ſich ſo viel als möglich noch zu behaupten, ſo lange ſein wunderlich Leben noch währte.

Pumphut konnte ihm in vielen Dingen nützlich

ſein, nur nicht als Soldat. Und Soldaten brauchte er, ein ſtehendes Heer, ſowie einen Adjutanten und General. Die Preußen wurden immer kriegsbegieriger.

Doch konnte Pumphut ausſchauen, ob er einen General fände.

Mit dieſem Auftrage machte ſich Pumphut auf den Weg.

Nach mehrſtündigem Marſche ward er müde. Als er nun bei Oſtritz einen reitenden Roßhändler mit zwei Pferden auf der Straße traf, machte er ſich an ihn heran, in der Hoffnung, einen Sitz auf dem Handpferde erlangen zu können.

„Wohin des Weg's?", frug er.

Der Händler ſah den Pumphut verächtlich an; doch antwortete er:

„Nach den Zimpelhäuſern".

„Wo gelegen?"

„Bei Seidenberg".

„Laß mich auffitzen".

Dieſes Begehr wies aber der Händler ſo grob und roh ab, daß Pumphut ſich ärgerte und beſchloß,

den Mann zu ſtrafen. Er umkreiſte raſch zweimal die Pferde und ſiehe da — dieſe verwandelten ſich alsbald in Strohwiſche. Der Händler ward darob ſo verdutzt und voll Schreckens, daß er eine Weile ſtehen blieb und mit offenem Munde bald den Strohwiſch zwiſchen ſeinen Beinen betrachtete, bald den zur Seite liegenden. Das war offenbar ein Teufelsſpuk. Weil er aber ſelbſt wie ein Teufel war und ſeinen Kollegen nicht fürchtete, rannte er wuthentbrannt dem Pumphut nach.

Doch der war entwiſcht und befand ſich längſt in dem kleinen Schänklein der Zimpelhäuſer, als der Roßhändler noch im Begriff war, den Schrecken in Zorn zu verwandeln. Pumphut fand dort nur einen einzigen Gaſt vor, einen großen ſtämmigen Mann von martialiſchem Ausſehen. Dieſer betrachtete den wunderlichen Kauz mit dem noch wunderlicheren Angeſicht und mußte laut lachen.

Da ärgerte ſich Pumphut und nahm ſich vor, den Mann zu ſtrafen; wenigſtens, ihm ſeine Ueberlegenheit fühlen zu laſſen.

„Wer biſt du, Knirps?“, frug der große Mann.

„Mehr wie du“.

„Hoho! wieſo?“, rief der Große lachend.

„Hoho! wieſo!“, gab Pumphut nachahmend zurück. „Ich hab dem Herzog von Friedland, Albrecht von Wallenſtein, bereits große Dienſte geleiſtet, lange ehe du geboren warſt“.

Jetzt ſah ſich der Mann den Geſchmähten etwas genauer an; hielt er doch nicht ganz für unmöglich, daß das graue Männlein größere Bedeutung hatte. Um ihm mehr Reſpekt einzuflößen, wollte er ſich vorſtellen, und frug:

„Weißt du auch, mit wem du redeſt?“

„Weiß nicht“, ſagte Pumphut.

„Ich bin der polniſche General Sybilski“.

„Iſt wenig“, rief der Kauz.

„Je nun“, antwortete Sybilski, „das wollen wir ſehn. Kannſt du Armeen aus der Erde ſtampfen?“

„Kann ich“.

„Nun wohlan! ſo mache mir das nach!“

Jetzt trat Sybilski an den Ofen und warf in einen dort ſtehenden großen Kacheltopf große Haſer-

körner. Sogleich verwandelten ſich dieſe in lebende Weſen, die zum Topf herauskletterten und nun als fertige Fußſoldaten in der Wirthsſtube hin und her marſchirten.

Da mußte Plumphut doch ſtaunen. Er ließ es ſich aber nicht merken; konnt auch zur Zeit kein Wort darüber ſagen, denn jetzt trat der Roßhändler ein, der ihn anfänglich halb ſcheu, halb zornig anblickte.

Sybilski aber, als die Soldaten genug exerzirt, rief dieſe an:

„Gnulegeipsrov rechslaf nechastaht!“

— und alſogleich wurden die Soldaten wieder zu kleinen Weſen, die in den Kacheltopf zurück huſchten.

Pumphut ſetzte eine Art von Brille auf die Naſe, ſchaute hinein und blickte zu Sybilski's Ergötzen ernſt und nachdenklich auf den Boden des großen Topfes. Er fand hier nur die ſchwarzen Haferkörner vor. Doch plötzlich klärte ſich ſein Geſicht zu einem pfiffigen Lächeln. Er ſchien des Geheimniſſes Grund gefunden zu haben.

Zu Seite: 244. –

Mittlerweile hatte der Roßhändler dem General zugeflüſtert, daß Pumphut deſſen beide Pferde in Strohwiſche verwandelt habe. Dies beſtätigte denn auch Sybilski's Vermuthung, daß der Graue von Bedeutung ſei. Der Verluſt ſeiner Pferde ließ ſich erſetzen. Hier handelte es ſich darum, zu prüfen, welcher von ihnen mächtiger ſei. Aus dieſem Grunde und weil Sybilski den Pumphut doch auch gern geſtraft hätte, forderte er dieſen auf, das Zauberſtück nachzumachen.

„Kann ich", ſagte Pumphut darauf, langte einige Erbſenkörner aus einer, am Fenſter ſtehenden Mulde heraus und warf ſie in den Kacheltopf.

Und ſiehe da! — ſogleich krochen kleine Weſen heraus, die ſich flugs in völlig ausgerüſtete Reiterſoldaten verwandelten. Nun aber kam der faule Punkt. Pumphut hatte ſich die Zauberworte zur Rückkehr nicht gemerkt. In Folge deſſen zogen die Reiter ihre Säbel und ſchlugen mit der flachen Klinge weidlich auf Pumphut's rückſichtsvollſte Seite los, ſo lange, bis Sybilski ſich von ſeinem Lachen

erholt und wieder ausgerufen hatte: „Gnulegeips-rov rechslaf nechastaht!“

Nun war Ruhe und die Erbskörner lagen verkohlt im Kacheltopf.

All dieſe Ereigniſſe aber waren für Mittſcherlich von Wichtigkeit. Pumphut erkannte Sybilski's Ueberlegenheit, ſowie deſſen Werth an. Nun hatte er, was er für den Fürſten ſuchte: Einen General; noch dazu einen, der ſeine Soldaten ſelbſt macht. Er verglich ſich mit ihm und frug ihn, ob er nicht Luſt habe, in die Dienſte des Fürſten Mittſcherlich zu treten.

Wie viel er da jährlich bekomme, frug der General. Pumphut nannte eine Summe, ungefähr den zehnten Theil von der Gage einer jetzigen Hofopernſängerin. Und Sybilski war hiermit hoch zufrieden.

Als nun Pumphut ſeinen wichtigen Fund dem Fürſten vorführte und ihm Sybilski's große Macht und Kriegskunſt pries, ward Mittſcherlich gar ſehr erfreut. Ihm fiel ein großer Stein vom Herzen; denn ſoeben hatte der ſiebenjährige Krieg begonnen. Er ſelbſt war zu wenig kriegskundig, daher Sybilski

von großem Nutzen. Auch hatte ſich herausgeſtellt, daß keiner der Lauſitzer für ihn Soldat werden wollte; daher Sybilski's Macht, Armeen aus dem Kacheltopf zu ſtampfen, von unermeßlichem Werthe. Sybilski ward Mittſcherlichs General.

Der inſpizirte nun eingehend das Schloß, kam aber zu keinem günſtigen Reſultat.

„Nicht eine einzige Kanone iſt darin", berichtete er dem Fürſten, „und kann ſich ſo nicht halten".

Darum befahl Mittſcherlich:

„Sybilski! reiſet nach Dresden und holet mir ſechs Kanonen".

Weil nun zur Zeit dieſes Befehles bereits Winter war, und in Dresden eine große Maskerade abgehalten werden ſollte, deren eine der Pumphut noch nie geſehen, ſo bat dieſer den General, ihn mitzunehmen.

Der Fürſt genehmigte es und Sybilski nahm den Pumphut mit.

„Stelle dich Schlag 3 Uhr vor dem Schloßthore bei der großen Fichte ein", ſagte Sybilski zum Pump=

hut. „Alsdann ſind wir noch vor Beginn der Redoute in Dresden“.

Pumphut ſtellte ſich Schlag 3 Uhr bei der großen Fichte vor dem Schloßthore ein, allwo Sybilski ſchon bereit ſtand, mit einem rothen Mantel angethan. Den ſchlang er um den Pumphut, befahl dieſem, ganz ſtill zu ſein, weder rück-, noch vorwärts zu blicken, und nun ging es fort durch die Luft, als flögen ſie davon, raſend ſchnell und ohne Hinderniß.

Nur einmal ſtellte ſich ihnen ein ſolches entgegen.

Als ſich Beide über der Stadt Kamenz befanden, nieſte Pumphut laut und ſo heftig, daß die Kamenzer glaubten, es regne. Gleich darauf ſtieß er mit dem Fuße an etwas Hartes und ſchrie: „Au!“. Doch Sybilski verwies es ihm und flüſterte:

„Stille, Pumphut! Durch dein lautes Nieſen haben wir uns geſenkt, alſo, daß du die Thurmſpitze der Hauptkirche umgebogen haſt“.

Und ſo war es auch. Die Thurmſpitze ließ man auch gebogen bis zu Ende des Jahrhunderts, wo der Blitz einſchlug und die Spitze nebſt Haube zerſtörte.

Jetzt ſahen ſie Dresden unter ſich. Im Nu waren ſie unten. In einer guten Herberge bereitete Sybilski ſeinen Reiſegefährten zur Redoute vor.

„Du brauchſt dich gar nicht anders zu kleiden“, ſagte er. „Denn Jedermann hält dein grau Gewand und deinen Pumphut für einen geliehenen Maskenanzug. Nur deine Naſe will ich mit einer großen wächſernen verdecken, dieweil unter der Menge im Saale mancher Pumphut ſich befindet, der dich erkennen könnte“.

Nun hatte aber der Schalk in die Höhlung der vorderſten Naſenſpitze heimlich ein Stück alten Käſes geſteckt, ſo daß Pumphut, als er in den Saal trat, eine ekle Grimaſſe ſchnitt, die den Sybilski und Andere laut lachen machte. Der Geruch mocht auch gar widerlich geweſen ſein, denn Pumphut ſagte:

„Pfui, wie's hier ſtinkt! Sybilski, hier halt ich's kaum aus!“

„Du biſt ein rechter Pumphut!“ rief Jener. „So gehe doch in eins der Nebenzimmer.“

Doch als dies Pumphut befolgt, roch es auch hier gar übel.

„Hier ſtinkt's gerade wie im Saale!“ flüſterte er.

„Na, du Pumphut,“ entgegnete der Schalk, „ſo laufe in ein anderes Zimmer!“

Was aber half das Alles! Der Duft blieb und Pumphut ward ärgerlich, alſo, daß er nicht allzulange verweilte, ſondern ſich ohne Sybilski alsbald in die Herberge begab.

Anderen Tages frühzeitig kaufte Sybilski ſechs Kanonen. Die waren nahe am Oſtravorwerke aufgeſtellt und zu des Generals Zufriedenheit. Der Pachter des Vorwerks kam hinzu und bot den Beiden einen Trunk Branntwein an. Das war gaſtfreundlich. Doch als Sybilski trank, fand er den Trank wie Waſſer. Da beſchloß er, dem Pachter merken zu laſſen, daß man dem Sybilski Beſſeres vorſetzen ſolle. Er verwandelte die Schafe des Vorwerks in Schweine, ergötzte ſich an des Pachters verblüfft Geſicht, als der ſeine Schafe nicht fand, ſondern lauter Schweine vor ſich ſah, und reiſte mit ſechs Kanonen und einem Pumphut wieder per Luft zurück zum Kottmarſchloß.

Allhier empfing der Fürſt die Beiden mit Freuden,

frug auch, wie es dem Pumphut auf der Maskerade gefallen habe. Und dieſer antwortete:

„Herr, gar nicht! — Ich gehe auf keine Maskerade wieder. Die Luft iſt mir zu faul.“

„Ja!“ ſagte Mittſcherlich, „auf Maskeraden iſt gar Manches faul!“ — und mußte laut lachen, als er durch Sybilski den Hergang der Sache heimlich erfuhr.

Pumphut aber witterte, als wolle man ihn zum Beſten haben. Das ärgerte ihn, und er beſchloß, ſich dereinſt bei guter Gelegenheit zu rächen. Und dieſe bot ſich ſchon nach wenig Wochen dar.

Ein Bote kam gerannt aus Görlitz und meldete athemlos, ein mächtiger General käme angerückt, das Kottmarſchloß zu zerſtören und den Fürſten mit Krieg zu überziehen. Nun ward emſig gerüſtet, von Sybilski eine Armee herbeigezaubert und dem Feinde entgegen gezogen:

Pumphut ſollte als Schloßverwalter zu Hauſe bleiben. Als nun die Kriegerſchaaren fortgezogen, umlief Pumphut das Schloß und ummurmelte es mit Zauberſprüchen. Da kroch es in ſich zuſammen,

alſo, daß nur ein Steinhaufen übrig blieb, der auch jetzt noch, nicht weit von Kottmarsdorf, zu ſehen iſt.

Bei Görlitz in der Ebene trafen die Armeen zuſammen. Der berühmte feindliche General, als er die weit kleinere Schaar des Fürſten erblickte, wollt nicht unnütz Blut vergießen und ritt daher mit einer weißen Fahne vor, den Fürſten und Sybilski aufzufordern, ſich vernünftiger Weiſe zu ergeben.

Beide, der Fürſt und der feindliche General, waren vom Pferde geſtiegen, hatten artig ſalutirt, und wollten nun verhandeln. Doch plötzlich blickte der General den Fürſten ſtarr an, breitete die Arme aus und ſchlang ſie um den Fürſten mit dem lauten Rufe:

„Mittſcherlich!“

Was war das? Hatte ſich der Mann geirrt? Doch nein, denn gleich darauf rief Mittſcherlich erfreut:

„Uhlemann! Du!?“ — — —

Da verwandelte ſich mit einem Schlage die ganze Scene. Mittſcherlich blickte ſich um. Er ſchaute in ein artig Zimmerlein des neunzehnten

Jahrhunderts; ſah durch das Fenſter wiederum die unten im Thale befindliche Burgruine Kirſchau liegen, vom Golde der untergehenden Sonne beſtrahlt, und auf ſich liegen ſeinen Freund Uhlemann, der, umgeſunken, einen Arm auf Mittſcherlichs Bruſt fallen ließ.

Gehörte das zum Traum, oder war es Wirklichkeit?

Jetzt erhob ſich Uhlemann, ächzte und rieb ſich die Augen. Aber alles das war ſo natürlich und nüchtern, gar nicht zauberhaft. Und als nun Uhlemann gar noch deutlich ſagte:

„Donnerwetter, war das ein Traum! — Mir träumte, ich ſollt ſämmtliche Stiefel der Garniſon Dresden blank wichſen —“

Da ward es Mittſcherlich zur vollſten Klarheit, einestheils: Der Eulenmann war Uhlemann, und anderntheils:

Er hatte Alles, Alles nur erträumt! — — —

Noch 5 Minuten Beſinnens, und Beide waren wieder ‚im Laufenden‘; das heißt: Mittſcherlich dachte: ‚Gott ſei Dank, daß ich wieder im neun-

zehnten Jahrhundert lebe! bei allen ſeinen Gebrechen iſt es doch hundertmal beſſer.'

Uhlemann nahm Abſchied und ging heim.

Als die Sonne ſchon in's Meer getaucht und der Mond begann, ſein freundlich mildes Licht durch die Zweige zu ſenden, bewegte ſich noch immer das wunderlich Durchlebte in Mittſcherlichs Kopfe. Es war dem Erwachten ein Bedürfniß, in's Freie zu wandern, um hier beim Anblicke des Beſtehenden vollſtändige Sammlung zu erringen. Unwillkürlich lenkte er ſeine Schritte hinab in's Spreethal, hinauf zu den Ruinen der alten Veſte Kirſchau. Hier legte er ſich am verſchütteten Bronnen nieder in's Gras; blickte bald auf die Schuttmaſſen, bald auf die noch erhaltene Eingangspforte und die Mauerreſte ringsumher. Noch einmal trat die liebliche Geſtalt Juditha's vor ſein geiſtiges Auge; noch einmal die Murawa als Weib und grauer Schmetterling. Die Heimchen zirpten ihr letztes Lied den Zwerglein vor. Dann war hier oben lautloſe Stille wie auf einem Kirchhof mit alten Gräbern voll längſt vergeſſener Weſen. Längſt auch ſchlummerten Juditha

und Wiarda! Murawa war verſchwunden! Die Zwerge, Zauberer und Gnomen alle — ſie waren dahin. Der alte Czorneboh ſchaute im Silberlichte des Mondes ernſt darein, und deſſen weiche Strahlen drangen durch den dichten Wald wie vordem, als die Geiſter abgeſchiedener böſer Seelen ſpukten; als der ſchwarze Gott ſein umarmtes ſchönes Kind zum duftenden Veilchen verwandelte, dem Jüngling zur Gabe, der reinen Herzens kam, es zu pflücken in der Walpurgisnacht. Ein ſchönes Roth ſchimmerte aus dem Walde, da wo noch heut die Reſte ſtehen von Czorneboh's Schloß. Das mochten frohe Wanderer auf der Heimkehr in's alte Budiſſin entzündet haben. Ihm aber erſchien es gleich einem letzten Echo aus alter Zeit, in der er das lieblichſte der Mägdelein dem roſenrothen Strahle entſteigen ſah; in der er ſich geſtand, daß Herzensreinheit ein wohlbegehrlich Gut ſei für's ganze Leben.

Vorbei, vorbei iſt Alles, Alles! — Nur Bludnik iſt geblieben! — —

Da tönte vom Kirchlein des nahen Dorfes Wilthen, allwo er einſt vor brennendem Durſt ver-

ſchmachtete, ein verſpätet Abendgeläut. Das trug ſeinen Schall bis in des Träumers Herz hinein und ſetzte drin ſein früheres Murren über ſeine Lage in Bewegung, doch alſo, daß es nunmehr erklang: ‚Was murren denn die Leute im Leben alſo? Ein Jeglicher murre wider ſeine Sünde!‘ — und daß noch einmal wiederklang, was er der verlaſſnen Maid zu Löbau einſt zugeflüſtert: ‚Auf Gott und nicht auf meinen Rath will ich mein Glück erbauen‘. — Das aber bracht ihn zur beſſren Gegenwart zurück. Er ſtand auf und wandelte heim mit dem Gedanken:

„Ich will doch lieber zufrieden ſein und in rüſtiger Arbeit tüchtig ſchaffen, auf daß ich als ein brauchbar Glied der menſchlichen Geſellſchaft einſt erfunden werde!“ —

Druck von Gottfr. Päz in Naumburg a. S.

Die „Leipziger Zeitung“ Nr. 192 schreibt:

De Pfarrschkinger. Ooch anne äberlausitzer G'schichte aus'n Leb'n. Von Joh. A. Freiherr v. Wagner (Johannes Renatus). Bautzen, Emil Hübner (Eduard Rühl's Verlag) 1894. 353 S. 8°. Preis: 4 *M*, geb. 5 *M*.

Sie ist mir eine wahre Herzerquickung und Herzerwärmung gewesen, diese frische und ungekünstelte, prächtige und seelenvolle, schlichte und ergreifende Geschichte von den drei „äberlausitzer Pfarrschkingern.“ Mag's nun sein, daß ich selber ein halbes oberlausitzer Pfarrerskind bin, daß mich Stoff und Sprache, Denken und Dichten heimathlich anmuthet, oder mag's sein, daß ich die Geschichte in meiner herzlieben Lausitz, am Fuße des walddunkeln Valtenbergs, der auch in der Geschichte seine Rolle spielt, lesen durfte: ich habe mich selten an einem Buche, so herzlich erfreut und erfrischt, so erbaut und erhoben, wie an den „Pfarrschkingern.“ Als ich sie las im harzduftigen Tann, unter den rauschenden Fichten und den hangenden Birken des Lausitzer Waldes, da wußte ich manchmal nicht, ob es der wonnige Duft des Waldes oder ob es der frische Hauch des Buches war, der mich durchströmte und verjüngte. Was ich sah und las, was ich hörte und mit erlebte, was ich fühlte und empfand, verschmolz in eins, in das Gefühl der erquickenden Frische, in das Bewußtsein herzlicher Heimathsfreude. Ja es weht wie Waldesodem und Wiesenduft, wie Heimathluft und Bergeshauch durch das Buch, es grüßt wie Muttenwort und Heimath Glockenklang aus ihm heraus. Für die modernen Originalitätshascher, für die blasirten Haut-goût-Menschen, die eines Nervenkitzels bedürfen, für die „Actualitätsjäger“, die auf neue Stoffe pürschen, für diese ganze greisenhafte, blöde, halb wahnwitzige Gesellschaft schreibt Renatus nicht, er schreibt für solche, welche noch eine Seele haben und mit der Seele lesen. Wer für das kleine und schlichte, das Innige und Sinnige, daß Innerliche und Seelische, das Gottentstammte im Menschen keinen Sinn und kein Verständnis hat, der wird das Buch unsers oberlausitzer Volksdichters mit Unbehagen oder stumpfsinnigem Gleichmuth bei Seite legen; wer sich aber in der Hast und Hatz des modernen Lebens noch die Empfänglichkeit für das rein Menschliche, für das Ewige gewahrt hat, dem wird

es denſelben reinen und ſchönen Genuß bereiten, den es mir bereitet hat. Den Inhalt wiederzugeben, iſt weder gerathen, noch nöthig. Es kommt bei Renatus weniger auf das an, was er ſchreibt, als darauf, wie er's ſchreibt, und durch eine kahle und knappe Skizzirung des Stoffes würde ihm leicht ſein Schmelz, ſein eigenartiger Reiz genommen. Mag jeder ſelber leſen! Die Schickſale und Erfahrungen, die Führungen und Prüfungen der drei Pfarrerskinder, die nach manchem Weh und Leid, nach manchem Irrgange und mancher Fahrt in die Fremde wieder daheim ſich zuſammen finden, daheim im Vaterhauſe und im Heimathdorfe, daheim aber auch in Gott und im Glauben, ſind lebenswahr und gerade deshalb ergreifend und erhebend. Aus dem Leben iſt die Geſchichte gegriffen, nach dem Leben ſind die Perſonen gezeichnet, manche beinahe zum Erkennen. Für uns Sachſen iſt das Buch von ganz beſonderem Intereſſe. Es iſt ja des Dichters Art, ſeine eigenen Erfahrungen und Bekanntſchaften mit in ſeine Geſchichten zu verweben; und ſo kommt's daß wir allenthalben lieben Bekannten begegnen. Vor allem werden ſich die alten und jungen Arionen freuen über die herzliche Art, mit der Renatus das Leben im Arion ſchildert. Daß „De Pfarrſchkinger" ein tiefchriſtliches Buch ſind, bedarf keiner beſonderen Hervorhebung; der Geiſt des lebendigen Chriſtenthums, der die Herzen weit, die Augen hell und die Lippen fröhlich macht, iſt mächtig in dem Dichter und ſeinen Werken. Mit ſeinen früheren Geſchichten verglichen bekunden „De Pfarrſchkinger" einen merklichen Fortſchritt; ſie ſind ohne Frage das Gereifteſte und Abgerundetſte, das Anmuthigſte und Tiefſte, das Renatus auf dem Gebiete der größeren Erzählung geſchaffen hat.

Das „**Dresdener Journal**" von 15. Auguſt ſchreibt: Wenn die erſten vier Bändchen dieſes „Allerlee" weſentlich dem Humor gewidmet waren, ſo hat der Verfaſſer den Inhalt ſeiner letzten beiden Bände ganz und gar auf einen ernſten Grundton geſtimmt. Zwar erhellt auch in der vorliegenden Erzählung ein geſunder, fröhlicher, oft übermütiger Humor die Scenerie, doch bleibt die Grundſtimmung immer ernſt. Das Schickſal dreier Pfarrerskinder gab dem Verfaſſer den Stoff zu ſeiner Erzählung. Es bedürfte der Verſicherung nicht, daß die Schilderung aus dem Leben gegriffen ſei, denn man gewahrt beim Leſen ohne weiteres, daß man mehr denn ein bloßes

Fantasiegebilde vor sich hat. Die Erzählung beginnt im Pfarrhause zu Bernswalde Die Kinder des Pastor Horn, Martin, Bruno und Elise, verschieden geartet und geistig verschieden ausgestattet, werden durch verhältnismäßig frühen Tod der Eltern gar bald auf eigene Füße gestellt. Ein jedes von ihnen treibt für sich allein im Strudel des Lebens dahin, seinem Schicksal entgegen. Und jedem der Drei geht es traurig in der Welt. Ganz besonders büßt die arme Elise, die als sogenannte Stütze der Hausfrau die Misére des täglichen Lebens in mancherlei Abstufungen kennen lernen muß Aber über ihnen waltet Gottes Vaterauge. Nach stürmischer Fahrt lenkt er das Lebensschifflein der Drei in den sichern Hafen und alles geht zum guten Ende. Mit liebevoller Kleinmalerei doch ohne Neigung zu schleppender Darstellung schildert der Verfasser die einzelnen Charaktere. Seine schlichte, ungeheuchelte Frömmigkeit, die er dem Leser auch in dieser Erzählung offenbart, wirkt wohlthuend auf Herz und Gemüt und nur ungern legt man das Buch aus der Hand, wenn man sieht, daß es zu Ende ist. Die „Pfarrschkinger" sind durchweg im Dialekt geschrieben und der Verfasser verweist solche, denen der Dialekt weniger bekannt ist, auf ein erklärendes Verzeichnis, das der Erzählung „Korle und Karlo" beigegeben ist. Es sei auch hier darauf aufmerksam gemacht, zugleich in der Absicht, die letztgenannte Erzählung den Freunden der Renatusschen Dialektdichtungen in empfehlende Erinnerung zu bringen. Denn diese und die „Pfarrschkinger" gehören zum besten, was Renatus zeither seinen Lesern geboten hat. Die „Pfarrschkinger" sind Hrn. Oberhofprediger Dr. Meier in Dresden gewidmet.

In den **Bautzner Nachrichten** schreibt Herr Gymnasialoberlehrer Dr. Arras.

In seinem Buche will der beliebte Verfasser des Allerlee aus der Ueberlausitz „wetter Nischt zeig'n as wie drei Pfarrschkinger — ungernanger und ooch jeds firr sich uff ganz verschiedne Ort — ei'm Leb'n rümmgesprung'n und ruff und runger geheckert sein." In meisterhafter Weise schildert er uns die Lebenswege der drei „Kinger vom Past'r Horn aus Bernswale", des „Talentes Bruno", der Elise und des Schenie Martin", die nach Tagen schwerer Prüfungen sich selbst und ihren Gott wiederfinden. Scharf, um nur einiges anzuführen, geißelt er die Gebrechen unserer Zeit, so

die Selbstüberhebung und die Scheinheiligkeit und stellt ihnen gegenüber die Segnungen eines wahren Christentums. Köstlich, oft derb und dabei doch nie verletzend ist sein Humor. Man lese nur die Schilderung der „Huxt vom Krämer Korl Unger und senner Christine, des landwirthschoftlichen Vereinsballs in Beruswale", der Frau Dr. Herbst in Helmertsgrün, der geplanten Gründung „anner Republik ei Zwenke", der Sendung der Moid an den Past'r ei's Nubberdorf um Handbuch und'n Codex", sowie die der Ergüsse der beiden Backfische Elise und Elsa in ihre Tagebücher. Dabei schlägt der Verfasser einen Ton voll Innigkeit an, wenn er das Kinderleben darstellt, wenn er von den Seelenkämpfen der Geschwister, von dem treuen Freunde Erich, der Frau Muhme Christine u. a. mehr berichtet. Treffend charakterisiert er unsere schöne Oberlausitz und seinen Bewohner, der „a gonz gutter, geduld'ger Kerl öß, dess'n Geduld oaber ooch an Ende hot, wenn's gilt, an Unraicht zu stoiern." In die schöne goldne Burschenherrlichkeit werden wir versetzt bei der Darstellung des Lebens der Leipziger Arionen, die er „as anne Oart Kneipschwanz a Paar Johre long selbst hat sing'n hirn", wir lernen manche lustige Studentenstreiche kennen, wir erfahren von der großen und wahren Freundschaft der Mitglieder untereinander. Mancher der Leser wird da einem alten Bekannten und Freunde begegnen, „d'm Blücher, d'm Korn Baß, d'm Dichter Glanz, d'n beed'n muntern Fink'n, d'm Zöllner, d'm Müllerrichard" u. a. mehr. — Und mag uns nun der Verfasser ins schlichte Dorfhaus oder in die Großstadt führen, allüberall gewinnen seine Schilderungen wirklich Leben; wir glauben die einzelnen Personen leibhaftig vor uns zu sehen und wir empfinden mit ihnen. — Daß die Mundart in derselben meisterhaften Form wie in den früheren Arbeiten gebraucht wird, versteht sich eigentlich von selbst, soll aber auch ausdrücklich anerkannt werden. Für Leser, denen der Dialekt Schwierigkeiten bereiten könnte, sei hingewiesen auf das Wörterverzeichnis, das sich als Anhang in desselben Verfassers: Korle und Carlo, Bautzen 1893, befindet. — Aus vollster Ueberzeugung können wir auch dieses neueste Buch unseres „Oberlausitzer Reuter" allen aufs angelegentlichste empfehlen; „denn 's öß ack gutt firr de Mitmensch'n und de könu s'ch droan stärkn und erlab'n".

In gleichem Verlage erschien von demselben Verfasser:

Allerlee aus d'r Aeberlausitz. Heiteres und Ernstes in Oberlaus. Mundart von Joh. Renatus.

Erster Band . . . . . broschirt 5 Mk. — Pf.
elegant gebunden 6 Mk. — Pf.
(erstes, zweites und drittes Bändchen.)

Neue Folge . . . . . broschirt 4 Mk. 80 Pf.
elegant gebunden 5 Mk. 50 Pf.
(viertes und fünftes Bändchen.)

daraus einzeln erstes, zweites, drittes,
und fünftes Bändchen . . broschirt à 2 Mk. — Pf.
elegant gebunden à 2 Mk. 50 Pf.

viertes Bändchen . . . . broschirt 2 Mk. 80 Pf.
elegant gebunden 3 Mk. 50 Pf.

Ferner erschien:

Korle und Carlo. Anne aeberlausitzer G'schichte aus'm Leb'n von Johannes Renatus. Elegant gebunden . . . . . 2 Mk. 50 Pf.

Die „Leipziger Zeitung" schreibt in Nr. 263 des Jahrganges 1886: Unter dem Titel: „Allerlee aus d'r Aberlausitz" gab der jetzt in Dresden lebende Freiherr v. Wagner, zuerst anonym, dann unter dem Namen: Johannes Renatus, 3 Bändchen heraus, die theils prosaische, theils poetische Schilderungen und Erzählungen in oberlausitzer Mundart enthalten. Das erste Bändchen erschien 1877, das letzte, dessen Hauptgedicht allerdings hochdeutsch ist, in diesem Jahre. Man kann den Erfolg wohl begreifen, den das erste Bändchen weit über die Grenzen der Lausitz hatte. Johannes Renatus kennt die Lausitz und ihre Bewohner und liebt sie, wie seine Heimath. Die herzliche Innigkeit, die das Büchlein durchweht, erwärmt auch das Herz des Lesers; der gerade, gesunde Sinn und die schlichte, ernste Frömmigkeit gewinnen ihm die

Herzen. Wer den eigenthümlichen Zauber der Lausitzer Heide kennen lernen will, der lese die wahrhaft köstliche Schilderung: ei d'r Heede (in der Heide)! Wie er hier in inniger, schlichter Weise die Poesie der Natur besingt, so versteht er auch wahr und markig die Poesie des Lausitzer Volkslebens uns vorzuführen. Das Bautzener Schießen, die „Schiessableeche" mit ihren besonderen Vergnügungen ist geradezu classisch von ihm dargestellt. Seine Erzählungen aus dem Leben der Heimath sind fast alle voll köstlichen Humors und packender Wahrheit. Wer müßte nicht herzlich lachen, wenn er von dem Jungen liest, der das „Unterjackl" nach und nach auszieht, von der „Frau Klosen", die dem Biere im Keller Wasser zusetzt und durch den gespenstischen, in Bautzen sprichwörtlich gewordenen Ruf: „'Sis genug, Frau Klosen!" gestört wird!

Hie und da verbirgt sich hinter dem fröhlich lächelnden Antlitz wohlthuender, tiefer Ernst. Welch' herrliche Predigt über das Gottvertrauen ertönt von den rothen Lippen der acht Kinder, die alle „ooch Noack'n" zum Vater haben und dennoch mit ihren großen Augen so fröhlich in die Welt hinein sehen! Johannes Renatus kennt sein Lausitzer Völkchen, er weiß recht wohl, daß auch dort, wie wohl überall in der Welt, neben dem Lichte Schatten ist. Diesen Schatten verschweigt er nicht; aber wenn er spottet, so klingt dies nicht verletzend, sondern harmlos und treuherzig. Die Pensionsdame, die nach einem Jahre aus der Bildungsanstalt in ihr Lausitzer Dorf heimkehrt und dennoch „Barlchen Leemd" und nicht Ballchen Leinwand spricht, der Bauerssohn, der durchaus dos „Freiwill'genexoam" mitmachen muß, aber glänzend durchfällt, die Wendin, die vor Gericht kein Wort deutsch versteht, bis ihr der Richter erzählt, sie solle Geld ausgezahlt erhalten: das sind alles Gestalten aus dem Leben, die mit schalkhaftem Spotte gezeichnet sind. Ueberall trifft der Dichter den volksmäßigen Ton; den Dialekt behandelt er mit gründlicher Kenntniß und erkennbarem Sprachgefühl. Wenn in der bisherigen Besprechung in der Hauptsache das erste Bändchen berücksichtigt wurde, so hat dies darin seinen Grund, daß es weitaus das gelungenste ist, daß in ihm die Vorzüge des Verfassers sich am besten zeigen. Es soll diese Bemerkung keinen Tadel der beiden anderen Bände enthalten, die immerhin des Trefflichen noch Vieles bieten; aber der Verfasser weiß es selbst und spricht es auch in seiner gemüthvollen, schalkhaften Art im Vorworte zum 3. Bändchen ganz prächtig aus, daß solche Dialektdichtungen nicht ohne Weiteres gemacht werden können, sondern gewissermaßen von selbst entstehen müssen.

Die „Leipziger Zeitung“ vom 9. November 1893 schreibt: Johannes Renatus, Allerlee aus d'r Aeberlausitz. Heiteres und Ernstes in Oberlausitzer Mundart. Vierter Band. Bautzen, Eduard Rühl. 1893. 241 S. 8°. — Seit dem Erscheinen des 1. Bändchens „Allerlee“ sind 16 Jahre vergangen. Unsere Leser kennen die Eigenart dieser köstlichen Dialekterzählungen, dieser sinnigen, fröhlichen und ernsten Bilder aus dem Lausitzer Volksleben zur Genüge; wir haben des Oefteren im Zusammenhange mit der anderen sächsischen Dialektdichtung, wohl auch im Zusammenhange mit anderen Aeußerungen des Volksgeistes auf Renatus als einen der befähigtsten Dialektdichter, als einen der verständnißreichsten Kenner des Volksthums hingewiesen. Das Erscheinen des 4. Bandes begrüßen wir mit um so größerer Freude, als es den Dichter wieder in einer Aufwärtsentwickelung zeigt, die bei dem 2. und 3. Bändchen nicht ersichtlich war. Das ist der alte, treuherzige, innige und sinnige Renatus wieder, der dem Volke so tief in's Auge und in's Herz zu schauen und deshalb auch so warm und eindringlich zum Herzen zu schreiben weiß. Das ist derselbe herzgewinnende Ton, derselbe köstliche Humor, dieselbe tiefe Innerlichkeit wieder, die dem ersten Bändchen weit über die Grenzen der Heimath treue, begeisterte Freunde gewonnen. Renatus schildert das Volk wie es leibt und lebt, wie es denkt und redet, wie es sinnt und handelt. Er hält sich fern von aller Schönfärberei und aller gemachten Süßlichkeit, er hütet sich aber ebenso vor der Carikirung und Uebertreibung. Welch' prächtige, lebenswahre Gestalten weiß er zu zeichnen! Da ist der schlaue Schmied, der Alles weiß, der Linke-Heinerch, der sich wundert, daß das Bezirksgericht über einen kleinen Spaß 3 Stunden lang währt, die alte Schlimperten, die einen Einbrecher mit der Bierflasche in die Flucht jagt, der alte gute Miersch, der seine Stammtischgeschichte nicht zu Ende erzählen kann, der Weber Wünsche, der so ergötzlich und treffend philosophirt, das Liebespaar, das so still und ohne viel Worte in den Ehestand und durch's Leben geht, der Onkel Bartsch, der in Dresden gar viel Seltsames erlebt und im Theater einschläft, der alte Hempel, der sich die Haare mit Nußbaumblättertunke färben läßt! Wie köstlich weiß er die Oberlausitzer Jungen zu schildern, die im Steinbruche ihre ersten Rauchversuche machen, die ihre Schlachten vor der Gemarkung des Dorfes liefern, die gewisse Körpertheile vergebens unempfindlich zu machen suchen! Und wie innig leuchtet der Ernst durch allen Scherz hindurch! Das ist der echte deutsche Humor, der durch Thränen lächelt. Prof. Bürkner hat das Buch mit Holzschnitten geschmückt, die in ihre

Art und Stimmung ganz den schlichten, herzigen Geschichten entsprechen. Die Verlagsbuchhandlung hat es festlich und hübsch ausgestattet. Wir sind überzeugt, daß das neueste Bändchen „Allerlee" überall, wo man noch Sinn für frische Volksart und innige Fröhlichkeit hat, eine freundliche Aufnahme finden wird.

Der **„Dresdner Anzeiger"** schreibt am 20. December 1892:

„Allerlee aus der Aeberlausitz." Heiteres und Ernstes in Oberlausitzer Mundart von Johannes Renatus. Vierter Band. Mit Bildern in Holzschnitten von Professor Bürkner. Bautzen, Verlag von Eduard Rühl.

Der Dialektkenner in der Oberlausitzer Mundart hat hier seinen drei vortheilhaft bekannten früheren Erzählungen noch weitere in einem vierten Bande folgen lassen, der nicht minder Anklang finden wird, wie die vorgegangenen Bände. Die gemüthlichen Plaudereien verbreiten sich über alle nur möglichen Begebenheiten des menschlichen Lebens, wie schon die Ueberschriften der einzelnen Kapitel zeigen; da heißt es u. a.: „Ei'm Dunk'ln öß gutt munk'ln", „Dar Schmied weeß Oalles", „Eim öffentlich'n Gerichte", „Das Kloreformier'n", „De Brüderschoft" u. s. w. Mit Recht kann der Verfasser in seinen „A Poor Wört'ln viraus" auf den Erfolg seines „Allerlee" hinweisen, hat es doch schon die fünfte Auflage erlebt, und wenn er gemeint hat, mit den ersten drei Bändchen werden die „Loite" wull genungk hoann", so hatte er sich geirrt; er mußte noch ein viertes Kind seiner humoristischen Muse schaffen. Er schickt es nun hinaus mit dem Wunsche „Nehmt uns su froindlich uff as vurd'n unse angern Geschwister".

Die **„Schlesische Zeitung"** vom 15. December 1892 schreibt:

Allerlee aus der Äberlausitz. Heiteres und Ernstes in oberlausitzer Mundart von Johannes Renatus. Vierter Band. Mit Bildern, in Holzschnitten von Prof. Bürkner. Bautzen. Eduard Rühl 1893.

Renatus tritt in der vorliegenden Sammlung heiterer und ernster Erzählungen in oberlausitzer Mundart nicht nur an die Seite unserer besten Dialektdichter, sondern auch an die unserer besten Humoristen. Sein Humor ergiebt sich theils aus der Naivetät des bäuerlichen Lebens, theils aus dem Conflict ländlicher und städtischer Sitten und An-

Digitized by Google

schauungen, theils aus der Ueberlegenheit bäuerlichen Mutterwitzes über städtische Schlauheit. Daß die oberlausitzer Bauern, die noch vielfach ihr altes kerniges Wesen bewahrt haben und an Derbheit wohl nur von den Altbayern übertroffen werden, sich vorzüglich für diese Art Humor eignen, wird jeder, der sie kennt, gern zugeben. Ganz prächtig ist die erste Erzählung: „Ei'm Dunk'ln öß gutt munk'ln", köstlich die Schilderung, wie ein Bauer einer Gerichtssitzung beiwohnt, nicht minder auf den Lachreiz wirkend: „Dos preisgekrönte Birld" und „D'r Unk'l Bartsch". Am Schluß sind einige Dialektgedichte beigefügt. Renatus' Erzählungen und Dichtungen sind bei allem Humor auf tiefernster, sittlicher und religiöser Grundlage aufgebaut und daneben ausgezeichnet durch praktisch verständige Lebensauffassung. Es ist ein neuer Joh. Peter Hebel in ihm erstanden, ja er übertrifft diesen bei weitem an Tiefe. Die beigegebenen Holzschnitte zeugen von feinem künstlerischen Sinn. Der oberlausitzer Dialekt dürfte keinem Mitteldeutschen, besonders aber keinem Schlesier Schwierigkeiten bereiten, da er nur wenig vom Niederschlesischen abweicht. Wir empfehlen daher das treffliche Buch unsern Lesern als Mittel, sich ein paar heitere Stunden und Anregung des Gemüths zu verschaffen.

Der „Reichsbote" vom 18. December 1892 schreibt:

Johannes Renatus. Allerlee aus der Aeberlausitz. Vierter Band. Bautzen. Eduard Rühl. 1893.

Der Verfasser, der uns schon mit mehrfachen Gaben der oberlausitzschen Mundart beschenkt hat, z. B. der Geschichte „Korle und Carlo", hat hier wieder einen buntfarbigen Strauß aus den Blüten seines frischen Humors vereinigt. Wie alles, was aus dem deutschen Volke erwächst oder sein Leben getreu wiederspiegelt, so sind auch diese klenn'n Geschicht'n von naturwüchsiger Art und derber kräftiger Gefühlswelt. „Was uff Noacke senner Male ehre Huchz'g ei'm Dunkeln, wu gutt Munk'ln öß, passirt", oder was der Schmied, der alles weiß, „dem Liebeskorledeward's Hermann" sagt oder die Streiche, welche die Jungens im Steinbruche mit dem „Cocaoin" verüben, oder die Courage, welche „de ale Schlimperten" entfaltet oder die Gründe, „Worümm Hempel nurr ei d'r Nacht spazier'n ging und senne Mori egal Händschuh'n troin thoat" — das sind alles der gemüthlichen Oberlausitz lebenswahr entnommene, lustige und harmlose Geschichten. Die Mundart ist nach Geist und Lautform meisterhaft behandelt. Professor Bürkner hat das Buch mit hübschen Holzschnitten geziert.

Digitized by Google

„Das kirchliche Wochenblatt für Schlesien" vom 18. Decbr. 1892 schreibt:

Allerlee aus der Aeberlausitz. Heiteres und Ernstes in Oberlausitzer Mundart von Johannes Renatus. Vierter Band. Mit Bildern, in Holzschnitten von Prof. Bürkner. Bautzen, Verlag von Ed. Rühl 1893.

Wer diese prächtigen Erzählungen und Schilderungen aus dem Oberlausitzer Volksleben liest, der wird gleich inne werden, daß der Verfasser, dem wir schon viele schöne Geschichten aus vergangener Zeit verdanken, auch das Volk der Gegenwart kennt und gar treu zu schildern weiß. Wenn er dabei dem Humoristischen einen gebührenden Raum läßt, so kann er sich der Dankbarkeit der Leser nur versichert halten. Wie die früheren Bände, so wird auch dieser Band des „Allerlee" viel Freude machen.

„Der evangelisch-kirchliche Anzeiger von Berlin" vom 25. Novbr. 1892 schreibt:

Johannes Renatus, „Allerlee aus d'r Aeberlausitz." Heiteres und Ernstes in Oberlausitzer Mundart. Vierter Band. Mit Bildern, in Holzschnitten von Professor Bürkner. Bautzen. Verlag von Eduard Rühl. 1893.

Das Buch enthält 24 kleine Geschichten, welche mit gemüthlichem Humor, der durch die Mundart noch erhöht wird, erzählt sind und von der trefflichen Charakterzeichnung des Verfassers Zeugniß geben, der es versteht, mit kurzen Strichen und Umrissen viel zu sagen. Dasselbe gilt von den kleinen Zeichnungen des Professor Bürkner, der es verstanden hat, des Verfassers Intentionen kurz und scharf aufzufassen. Im Vorwort kündet übrigens der Verfasser die gleichzeitige Herausgabe eines neuen Bandes an, der ein Roman ist mit dem Titel: „Korle und Karlo".

„Der Görlitzer Anzeiger" vom 2. December 1892 schreibt: Johannes Renatus, dem wir schon manche heitere Stunde verdanken, hat wiederum einen Band seiner beliebten Erzählungen aus der Oberlausitz, im Verlage von Eduard Rühl, Bautzen, erscheinen lassen. „Allerlee aus d'r Aeberlausitz", Band 4, bringt uns wieder eine Sammlung reizender kleiner Erzählungen im heimischen Dialekt, die uns umsomehr gefallen, als dieselben so recht dem Leben abgelauscht sind. Die kleinen Begebenheiten

des alltäglichen Lebens, das ist die Quelle, aus welcher der Dichter schöpft und die ihm schier unversieglich rinnt. Scharfe Beobachtungsgabe, Kenntniß unseres Volkslebens und ein frischer, herzerquickender Humor sind Vorzüge des Verfassers, die sich in seinen Werken wiederspiegeln.

Der „**Evangelische Gemeindebote**“ vom 14. Januar 1893 schreibt:

Allerlee aus d'r Åberlausitz. Heiteres und Ernstes in Oberlausitzer Mundart von Johannes Renatus. Vierter Band. Mit Bildern in Holzschnitten von Prof. Bürkner. Bautzen, Verlag von Rühl. 241 S.

Die gebotenen 24 Erzählungen zeichnen sich durch einen gesunden volksthümlichen Humor, durch eine edle Denkweise, öfters mit anmuthendem religiösen Hintergrund aus. Es sind Geschichten aus dem Leben gegriffen. Es ist ein Genuß, dieselben zu lesen. In die oberlausitzsche Mundart, in der das Buch geschrieben ist, findet man sich bald hinein, das Verständniß derselben ist nicht schwer. Wir führen nur Nr. 16 an: D'r Unk'l Bartsch. Ein Gymnasiallehrer Dr. Eccolius, mit seiner jungen Frau auf einer Fußtour begriffen, wird im Dorfe Wurbs von einem furchtbaren Gewitter überrascht. Die beiden finden freundliche Aufnahme und Nachtquartier bei Unk'l Bartsch, so hieß der Mann bei Alt und Jung. Die Unterhaltung dieser kleinen Gesellschaft ist eine köstliche. Am andern Morgen reisen die beiden Freunden mit Dank und Händedruck weiter, und bitten sie, Unk'l Bartsch soll sie auch mal in Dresden besuchen. Dies führt er bald aus: Eines schönen Tages ist er da, eine große Ueberraschung für die Frau Doktorin, während der Mann nicht zu Hause ist; Bartsch hat einen großen Cylinderhut mit einem Tuch fest umbunden, trägt auf dem Rücken einen Sack mit einem Schinken, mit Butter und Eiern. Nun, Dr. Eccolius und Frau halten ihr Versprechen, sie führen ihn in der Stadt herum, zeigen ihm die Sehenswürdigkeiten, gehen in Läden hinein und Abends in's Theater. Das junge Ehepaar weiß es immer so einzurichten, daß niemand merkt, daß Unk'l Bartsch zu ihnen gehöre. Köstliche Scenen fallen dabei vor. Am andern Morgen lassen sie Bartsch per Droschke nach dem Bahnhof bringen, in dem Vorgeben, sie hätten es so von ihm verstanden, daß er wieder reisen wolle. So nur wissen sie sich aus der Verlegenheit zu befreien. Als Probe führen wir noch einige oberlausitzer Redensarten an: bale = bald, d'rnoo = darnach, ei = in, Kinger = Kinder, oalle = alle, mih = mehr, Oalles = alles, o Prlinkl = ein Veilchen.

Die „**Allgemeine Modenzeitung**“ schreibt in Nr. 18 des Jahrgangs 1893: Ein Gedicht „Allerlee aus der Aeberlausitz“ serviert zum vierten Male Johannes Renatus. Der neue Band, der gleich seinen Vorgängern bei Eduard Rühl in Bautzen erschienen ist, reiht sich den früheren ernsten und heiteren Spenden des volksthümlichen Schriftstellers würdig an. Johannes Renatus ist würdig neben Fritz Reuter genannt worden. Er besitzt den Humor, der in den „Läuschen und Riemels“ des großen plattdeutschen Meisters vorherrscht. Wie Sauer in seinen Rudolstädter Klängen sucht er die Oberlausitzer bei ihrer Arbeit und bei ihrer Erholung, in Leid und Freud, bei Sturm und Sonnenschein auf und weiß sie so lebensvoll zu charakterisiren, daß man fühlt, daß der Autor selbst mitten in dem Kreise dieses biederen, von des Gedankens Bläße noch nicht angekränkelten Menschenschlages lebt. Eine treffliche Beigabe sind die an Ludwig Richter erinnernden, liebenswürdigen Illustrationen von Professor Bürkner.

„**Die evangelische Kirchenzeitung für Oesterreich**“ vom 15. Januar 1893 schreibt: Freunden mundartlicher Dichtung empfehlen wir diese trefflichen in Ernst und Scherz von einem sittlichen Geiste getragenen, auf fester religiöser Grundlage ruhenden Erzählungen. Die Oberlausitzer Mundart ist der schlesischen nahe verwandt und zeichnet sich trotz einzelner Härten durch einen treuherzigen und gemüthlichen Klang aus. Den Verfasser kennen wir aus seinen beliebten hochdeutschen Schriften, wir lernen ihn auch als Dialektdichter schätzen.

„**Das Echo**“, welches in der Nummer vom 23. März 1893 eine Erzählung aus dem VI. Bande des Allerlee zum Abdruck bringt, schreibt: Vorstehende lustige Erzählung ist dem in zwei Bänden erschienenen vortrefflichen Werke: „Allerlee aus der Aeberlausitz von Joh. Renatus“ entnommen, das in Eduard Rühls Verlage zu Bautzen erschien. Der erste Band kostet 6 Mk., der zweite 5,50 Mk., gebunden. Wer aber den ersten Band des hübsch mit Holzschnitten von Prof. Bürkner verzierten Werkes las, kauft sich gewiß auch den zweiten, denn eine Fülle sonnigen Humors und herzlicher Heiterkeit quillt in diesen Dialektdichtungen und Erzählungen, die sich gelegentlich mit Reuter'schen messen können.“

Die „**Evangelische Kirchen-Zeitung**“ von 1892 schreibt in Nr. 50: Dieses 4. Bändchen der durch ihren ergötzlichen Inhalt mit Recht in

weitem Umkreis beliebten Sammlung bietet 24 kleine Geschichten, welchen Prof. Bürkner Holzschnitt-Illustrationen beigefügt hat. Ein gesunder, treuherzig naiver Humor findet in beidem, dem Text wie dem Bilderschmucke, seinen Ausdruck.

Der **„Christliche Bücherschatz"** von 1893 schreibt: Freunde eines leichten Humors wie volksthümlicher Erzählungsart werden in diesem Büchlein manches Erquickende und nach des Tages Last, Hitze und Aerger — Erheiterung und Erholung Bietendes finden. Auch als leichte Reiselektüre wird es seine Dienste thun.

Der **„Berliner evangelischer Anzeiger"** vom 25. November 1893 schreibt: Das Buch enthält 24 kleine Geschichtchen, welche mit gemüthlichem Humor, der durch die Mundart noch erhöht wird, erzählt sind und von der trefflichen Charakterzeichnung des Verfassers Zeugniß geben, der es versteht, mit kurzen Strichen und Umrissen viel zu sagen. Dasselbe gilt von den kleinen Zeichnungen des Professor Bürkner, der es verstanden hat, des Verfassers Intentionen kurz und scharf aufzufassen. Im Vorwort kündet übrigens der Verfasser die gleichzeitige Herausgabe eines neuen Bandes an, der ein Roman ist mit dem Titel: „Korle und Carlo".

Die **„Konservative Monatsschrift"** von 1894 schreibt in Nr. 2: Der Oberlausitzer Dialekt ist für Nord- und Süddeutsche so leicht verständlich, daß diese behaglichen, überaus volksthümlichen Erzählungen in ganz Deutschland ihren Leserkreis finden werden. Für die Beliebtheit derselben in der engeren Heimath des Erzählers, in Bautzen, Zittau, Löbau, Camenz und anderen Orten, spricht die Thatsache, daß bereits der fünfte Band, Korle und Carlo, erschienen ist, nebst Bemerkungen über die Mundart und einem Wörterverzeichnis. Eine eigentliche Kritik beanspruchen die harmlosen, vom besten Geiste beseelten Erzählungen wohl nicht, wir begnügen uns daher mit einer warmen Empfehlung derselben. Die einfachen, etwas altfränkischen Holzschnitte von Professor Bürkner passen sehr gut zu dem Charakter des Buches.

Digitized by Google

Der „Oberlausitzer Erzähler" vom 9. Dezember 1893 schreibt. Jeder Lausitzer, der das „Allerlee" von Johannes Renatus kennt und sich an dieser prächtigen Lektüre von ganzem Herzen ergötzt hat, der wird für ein dem reiferen Alter angehöriges Glied seiner Familie oder für einen treuen Freund keine bessere Weihnachtsüberraschung zu bereiten wissen, als daß er ihm den Gabentisch mit einer neueren Erscheinung aus Renatus (des jetzt in Dresden lebenden Freihern von Wagner) Feder schmückt. Den ersten drei Bändchen schließt sich das heuer erschienene 4. Bändchen an. — Ein anderes Werk von Renatus „Korle und Carlo" zeichnet sich durch die gleichen Eigenschaften aus; es behandelt eine in Oberlausitzer Mundart wiedergegebene ernste Erzählung. In meisterhafter Darstellung führt uns der Dichter das schlichte, arbeitsreiche Dasein des Landmannes, voller Ruhe und Zufriedenheit, vor Augen, wie das Leben und Treiben im reichen Hause, mit seinen rauschenden Zerstreuungen, dem das Glück oft so fern steht. Die prächtig gezeichneten Gestalten der ländlichen Bewohner, die uns in dem Buche so frisch und lebenswahr entgegentreten, muß man lieb gewinnen, man muß mit ihnen fühlen, daß ehrliche Arbeit und Zufriedenheit oft ein größeres Glück in sich bergen, als ein Leben voller Ueppigkeit und Genuß. — Für uns Oberlausitzer sind die Renatus'schen Erzählungen von um so höherem Werth als sie getragen sind von innigster Liebe des Verfassers zu unserer herrlichen Lausitz und deren Berge, Thäler und Wälder, wie nicht minder deren Bewohner.

Der „Christliche Bücherschatz" von 1893 schreibt: Renatus, J., Korle und Carlo. Anne äberlausitzer G'schichte aus'm Leb'n. ib. 203 S. „A Bild, aus dam mer rausles'n hon: Geld verlor'n, Nischt verlor'n — Kopp und Harz verlor'n, Oalles verlor'n." Je mehr Köpfe und Herzen von Geld- und Genußsucht heutzutage sich bezaubern lassen, um so nötiger und dankenswerther ist's, wenn in Bildern aus dem Leben vorgeführt wird, wohin beide Götzen führen. Unserer unzufriedenen, von dem Großstadtleben geblendeten Zeit kann gar nicht oft genug gezeigt werden, daß der genügsame, stillzufriedene Sinn, wie er noch vielfach auf dem verachteten Lande zu finden ist, unendlich vorzuziehen ist dem „glänzenden Elend" der gesuchten Großstadt." Das Büchlein ist als treffliches Zeit- und Volksbuch warm empfohlen.

Der „Theologische Litteraturbericht" Seite 261 schreibt: Verf. ist durch Geschichten in oberlausitzer Mundart, sowie als Erzähler u. Verf

v. Romanen (Rudolf v. Vargula) u. v. Aufführungsstücken für Jünglingsvereine schon bekannt. Hier bietet er eine Geschichte aus dem Leben Karl Frühauf, der Sohn eines Tagelöhners aus Crostau bei Schirgiswalde in der Oberlausitz, in der Heimat Korle genannt, wird in Dresden Großkaufmann, legt sich den Namen Carlo bei, verleugnet um eine Geldheirat seinen evang. Glauben und seine Angehörigen, findet aber erst seinen Herzensfrieden in seiner alten lieben Heimat wieder. — Lebenswahre Bemerkungen sind reichlich eingestreut und machen das Buch zu einer lehrreichen Lektüre. Manchem wird freilich die Lebenswahrheit etwas zu schroff erscheinen, doch ist das eben das Geschick der Wahrheit. — Zum Verständnis der lausitzer Mundart ist ein Wörterverzeichnis beigefügt, doch ist auch sonst die Lektüre nicht schwer verständlich.

„Die Leipziger Zeitung" vom 11. October 1892 schreibt: Korle und Carlo. Anne äberläusitzer G'schichte aus'm Leb'n. Von Johannes Renatus. Bautzen, Eduard Rühl. 1893. 203 S. kl. 8°. Preis: 2 Mk. — Von den deutschen Dialektdichtern ist Johannes Renatus einer der begabtesten; an Innigkeit und Herzlichkeit, an sinnigem Humor und frischer, kerniger Volksthümlichkeit kommt ihm kaum einer gleich. Vor 16 Jahren erschien in der oberlausitzer Mundart sein „Allerlee aus d'r Äberlausitz", das einen überraschenden, aber wohlverdienten Erfolg hatte. Renatus erwies sich als einen Meister sinniger Kleinmalerei, als ein gemüthvoller Humorist, als ein echter Dichter. Die Gestalten, die er geschildert hatte, wurden lebendig im Volksbewußtsein und sind heute als Lausitzer Typen Gemeingut der Lausitzer geworden; manches seiner Worte hat das Heimathrecht in der Sprache des Volkes erworben. Auch in seiner späteren Schriftstellerei blieb er gern auf heimischem Boden, obgleich er sich nicht mehr der Mundart bediente. Die herzliebe Lausitz mit ihren tannendunkeln Bergen, ihren grünen Thälern, ihren schilfumwogten Weihern, ihren fruchtbaren Feldern, ihren treuherzigen, saugeslustigen Bewohnern hatte es ihm angethan. Entfernte er sich in seinen Werken von dem Nährboden der lieben Muttererde, dann schien ihm etwas zu fehlen. Die Romane, die in der Lausitz spielen, übertreffen die andern bei Weitem; sie sind frischer und unmittelbarer empfunden und machen den Eindruck des natürlich Gewordenen. Renatus gehört zu jenen echt deutschen heimathfrohen Naturen, die außerhalb des Heimathgaues sich immer fremd fühlen. Mag man solche Naturen immerhin beschränkt nennen

dieſe Beſchränkung iſt kein Mangel, ſondern ein Vorzug. An allerweltsheimiſchen, eigenartarmen Romanfabrikanten, die mit gleicher Leichtigkeit und gleicher Unnatur Dorfgeſchichten und Hofgeſchichten, das Leben auf der Alp und an der Börſe ſchildern, iſt die Gegenwart reich genug. In „Korle und Carlo“ zeigt Renatus wieder die ganze friſche Liebenswürdigkeit ſeiner dichteriſchen Eigenart. Alle die Vorzüge, die ſeine früheren Werke zeigten, finden ſich hier vereinigt: die lebendige Schilderung, die köſtliche Kleinmalerei, die kernige Derbheit, die friſche Unmittelbarkeit, die ſinnige Beobachtung, der warme innige Herzenston, die geſunde, wurzelechte Frömmigkeit. Der Aufbau der Erzählung iſt bei aller Schlichtheit kunſtvoll; den Hang zur Breite und zur Durchkreuzung verſchiedener Handlungen hat Renatus überwunden, ſein neueſtes Werk iſt auch in Bezug auf Compoſition ein kleines Meiſterſtück. Die Charakteriſirung der einzelnen Perſonen iſt ſo ſauber und fein durchgeführt, daß ſie körperlich, greifbar, lebendig werden. Das Ganze trägt den Stempel nicht nur äußerer Wahrſcheinlichkeit, ſondern innerer Wahrheit. Die Erzählung iſt ernſt, tiefernſt, und doch athmet ſie jenen echten deutſchen Humor, der durch Thränen lächelt. An Gräbern vorüber führt uns der Dichter, aber über den Gräbern leuchtet die Gottesſonne; durch ſchwere Kämpfe und bitteres Leid geht der Pfad endlich wieder heimwärts. Der heimflüchtige Korle, der als Carlo ſeinen Glauben preisgiebt für irdiſche Liebe und irdiſches Glück, der von den höchſten Höhen dieſes Glückes tief hinabſtürzt in die ſonnenloſen Abgründe des bitterſten Wehs, findet ſeinen Frieden, ſeine Ruhe, ſeinen Glauben wieder in den Heimathfluren. Die herzentflammte evangeliſche Frömmigkeit, die das Ganze durchdringt, ohne ſich hervorzudrängen, iſt erquickend. In der Schilderung ſtillen, weltfernen Glückes iſt der Dichter ebenſo wahr und packend wie in der Darſtellung des tiefſten, erſchütternden Leides; die milderen Regungen der Seele werden von ihm ebenſo lebendig wiedergegeben, wie die gewaltigſten Leidenſchaften.

Vielleicht wäre es beſſer geweſen, die Verführungsſcene etwas weniger auszuführen; ſie will nicht recht mit dem Tone des ganzen ſtimmen, trotz des erſchütternden Ernſtes, mit dem ſie und ihre Folgen geſchildert werden.

Wie meiſterhaft Renatus die Mundart zu behandeln weiß, bedarf keiner beſonderen Hervorhebung; was er im Vorworte über die Anwendung der Mundart ſagt, berührt ſich mit dem, was wir ſelbſt ausgeführt haben. Die anhangsweiſe beigefügten Bemerkungen über die Mundart und das Wörterverzeichniß werden Denen einen guten Dienſt leiſten,

die mit der Lausitzer Mundart noch nicht vertraut sind. Die Ausstattung des Buches ist sehr gut.

„Der Görlitzer Anzeiger" vom 18. September 1892 schreibt:

„Korle und Carlo". Anne äberlausitzer Geschichte aus 'm Leb'n von Johannes Renatus. Verlag von Eduard Rühl, Bautzen.

Der bekannte Verfasser, welcher schon manche empfehlenswerthe Gabe auf den Büchertisch niedergelegt hat, erfreut uns diesmal mit einer Erzählung in Oberlausitzer Mundart. Der Verfasser zeigt sich nicht nur als ein scharfer Beobachter unseres Volkslebens, dem er mit Vorliebe seine Stoffe entnimmt, sondern auch als Kenner der heimathlichen 'Mundart. In meisterhafter Darstellung führt uns der Dichter das schlichte, arbeitsreiche Dasein des Landmannes, voller Ruhe und Zufriedenheit, vor Augen, wie das Leben und Treiben im reichen Hause, mit seinen rauschenden Zerstreuungen, dem das Glück oft so fern steht. Die prächtig gezeichneten Gestalten der ländlichen Bewohner, die uns in dem Buche so frisch und lebenswahr entgegentreten, muß man lieb gewinnen, man muß mit ihnen fühlen, daß ehrliche Arbeit und Zufriedenheit oft ein größeres Glück in sich bergen, als ein Leben voller Ueppigkeit und Genuß.

Die „Evangelische Kirchen-Zeitung" von 1892 in Nr. 48 schreibt:

Korle und Carlo. Anne äberlausitzer G'schichte aus'm Leb'n. Von Johannes Renatus. Mit einem Anhange: Bemerkungen über die Mundart nebst Wörterverzeichniß. — Bautzen, Eduard Rühl.

Als Rivale unserer volksthümlichen Dialektschriftsteller wie Hebel Franz v. Kobell, Fritz Reuter, Holtei ꝛc. bedarf der Verfasser bereits keiner Empfehlung mehr. Er hat mit früheren Arbeiten, worin der oberlausitzer Dialekt nur als dem hochdeutschen Texte einverleibtes Ingrediens vertreten war, besonders mit seinen „Lebensskizzen aus ernsten nud heiteren Tagen" so vollständige Erfolge errungen, daß ein Büchlein aus seiner Feder wie das hier gebotene sich nothwendig überall von selbst einführen wird. Das Verstehen der schlichten, aber sehr netten Erzählung wird durch das beigefügte Glossar auf willkommene Weise erleichtert.

Die „Allgemeine Moden-Zeitung“ von 1892 in Nr. 41 schreibt: „Korle und Carlo“ betitelt sich „Aenne äberlausitzer G'schichte aus'm Leb'n“ von Johannes Renatus, der in ihr in seiner herzlichen gemüthvollen Weise ein Lebensbild entwirft, aus dem man erkennen soll, daß irdisches Gut nicht zur Glückseligkeit verhilft, sondern daß Lauterkeit der Gesinnung, Herzensgüte und frommer Glaube an die Allmacht des Himmels allein zum Segen auf Erden führen könnnen. Die schlichte Erzählung, die im Verlag von Eduard Rühl in Bautzen erschien, bringt von neuem den Beweis, den schon Klaus Groth erbracht hat, daß man auch im Dialekt nicht nur humoristische Gaben zu bieten braucht, sondern auch ernste Stoffe in stimmungsvoller Weise behandeln kann.

Hr. Prof. Frhr. v. Wagner, welcher unter dem Pseudonym „Johannes Renatus“ schreibt, hat auch auf die neuerliche Übersendung seiner Werke an den Fürsten Bismarck zu Weihnacht vorigen Jahres von demselben ein eigenhändig unterschriebenes Dankschreiben erhalten, in welchem es unter anderem mit Bezug auf ein im Verlage von Eduard Kühl, Bautzen, erschienenes Werkchen „Spaziergang durch die Sprache“ lautet:

„Ihren „Spaziergang durch die Sprache“ habe ich mit großem Vergnügen mitgemacht. Nehmen Sie meinen verbindlichsten Dank für die liebenswürdige Zusendung dieses und Ihrer anderen Werke freundlich entgegen.“ v. Bismarck.

Die „Evangelische Kirchenzeitung“ 1894 Nr. 9 schreibt:

Spaziergang durch die Sprache. Freie Studien. Von Johannes Renatus. Bautzen. Emil Hübner (Eduard Kühls Verlag). 1893.

Der Verfasser vergleicht in anziehender, oft humoristischer Weise unsere Sprache mit einer schönen Landschaft und ladet Sprachfreunde zu einem Spaziergang durch diese blumen- und farbenreiche Aue ein. Wohl stehe manches Unkraut darin, manche Sprachverstümmelung, die ausgerottet werden müsse. Aber Einförmigkeit ist ein Mangel gegenüber der Mannigfaltigkeit. Auf Beibehaltung und Pflege des Dialekts komme es an. Wer sich diesem Spaziergang anschließt, wird an dem Führer einen aufmerksamen Sprachbeobachter und einen gründlichen Sprachkenner finden.

„Der **Evangelisch-kirchliche Anzeiger**“ vom 3. Dezember 1893 schreibt: In zum Theil launiger Weise wird gezeigt, daß kein einziger deutscher Stamm das Hochdeutsch rein spricht, daß aber auch die wirklichen Dialekte nicht verächtlich angesehen werden dürfen. Näher wird auf die Fehler eingegangen, welche „in Preußen“ und in den sächsischen Mundarten beim Sprechen begangen werden. In zwangloſem Gedanken-

gang werden dann noch interessante Notendarstellungen des Singens beim Sprechen, wie es insbesondere in sächsischen Gegenden gefunden wird, geboten. Ein liebenswürdiges und anregendes Büchlein.

Die **„Ev. protest. Kirchenztg."** schreibt: Eine interessante Broschüre. Giebt mancherlei Beobachtungen über Volkssprache, Mundarten u. dgl., besonders auch anziehende Bemerkungen über die Musik der Sprache. Der Verfasser hatte sich schon durch prächtige Dialektdichtungen (Allerlee aus dar Aeberlausitz) und eine Anzahl ernster Erzählungen in christlichem Geist bekannt gemacht.

Die **„Leipziger Zeitung"** vom 23. November 1893 schreibt: Wer seine Muttersprache wirklich lieb hat, der wird sie nicht blos sein Leben lang gedankenlos nachsprechen, so wie sie ihm in der Kinderstube gelehrt worden ist, sondern auch nach seinen Kräften und dem Stande seiner Bildung über sie nachdenken und in ihr forschen. Solches Nachdenken und Forschen muß ihn den Reichthum der Sprache immer höher schätzen lassen, ihm aber auch das Auge schärfen für so manche mehr oder minder berechtigte Eigenthümlichkeiten in der Sprache, zumal in ihren verschiedenen mundartlichen Erscheinungsformen in Wort und Schrift. Wenn nun ein Mann wie Johannes Renatus (bekanntlich der Schriftstellernahme des Freiherrn v. Wagner), dessen köstliche Lausitzer Geschichten zur Genüge zeigen, wie innig vertraut er mit den treuherzigen Tönen der Volkssprache ist und der in seinen „Lebenssikzzen" auch das Hochdeutsche mit Geschick, um nicht zu sagen mit Meisterschaft handhabt — wenn ein solcher Mann uns zu einem Spaziergange durch die Sprache auffordert und die Gedanken, die ihm bei dieser oder jener Sprecherscheinung gekommen sind, vorträgt, so ist das unter allen Umständen dankenswerth. Wissenschaftliche Belehrung wird man in dem Büchlein nicht suchen, der Verfasser, der der Sprache durchaus nur als gebildeter Laie gegenüber steht, will solche auch gar nicht geben (S. 10). Daß es bei diesem Standpunkte des Verfassers in seinen Bemerkungen auch nicht an Irrthümern fehlt, ist begreiflich; aber diese nehmen dem Buche wenig von seinem Werthe. Ueber die Berechtigung der Dialekt-Dichtung und deren natürliche Schranken, über die Werthlosigkeit des höheren Blödsinns und der faden Possenreißereien in Dialektform, die in neuerer Zeit so arg überhand genommen haben, über den Unfug, ernsthafte Gerichtsverhandlungen in spaßhaftem Gewande vorzutragen, der sich besonders in Wiener Zeitungen zum Ueberdruß oft breit macht, über

dieſe und über ſo manche andere Dinge werden Bemerkungen gemacht, die ſchon durch ihre oft witzige Form die Theilnahme des verſtändigen Leſers erwecken und die zum Teil auch für den Sprachforſcher der Beachtung nicht unwerth ſind. Am eingehendſten und mit augenſcheinlichem Behagen verweilt Renatus bei den Darlegungen über die Sprachmelodie der einzelnen Mundarten, und wenn auch die beigegebenen Notenbeiſpiele in der Darſtellung der verſchiedenen Tonhöhen reichlich keck verfahren (der Verfaſſer iſt ſich deſſen ſelbſt bewußt, S. 68), ſo liegen doch auch hier ganz richtige Beobachtungen zu Grunde, und der treffliche Kenner vorab des Lauſitzer Dialektes und ſeines melodiſchen Tonfalles verleugnet ſich nirgend. So wird denn der ſinnige Sprachfreund der Einladung des biederen Lauſitzer Dialektdichters zu einer Wanderung durch die Sprache gewiß gern Folge leiſten und den harmloſen Plaudereien des Wandergenoſſen mit Vergnügen lauſchen.

Das **„Kirchliche Wochenblatt"** von 1894 ſchreibt in Nr. 8: Der Verfaſſer von „Allerlee aus der Ueberlauſitz" von „Korle und Carlo," und vieler ſchönen hiſtoriſchen Erzählungen kennt unſer Volk und ſeine Sprache aus dem ff. Darum ſind ſeine Spaziergänge durch die Sprache äußerſt intereſſant und lehrreich, welche nicht bloß der Schule, ſondern auch dem Leben dienen wollen.

Die **„Evangeliſche Kirchenzeitung für Oeſterreich"** vom 1. März 1894 ſchreibt: In zwangloſer Weiſe theilt der Verfaſſer eine Reihe ſeiner Beobachtungen über die deutſche Sprache mit, und wir müſſen anerkennen, daß der Verfaſſer ebenſo fein beobachtet als treffend darſtellt, was ſich ihm als bemerkenswert aufdrängt. Nachdem er eine Sprachumſchau in Deutſchland gehalten, kommt er zu folgendem Satze: Reines Hochdeutſch wird als allgemeine Sprache in keinem einzigen deutſchen Staate geſprochen. Wir finden es in der Hauptſache nur bei einzelnen Perſonen, z. B. Rednern, ſowie auf großen Schaubühnen Im übrigen herrſcht ein mehr oder weniger ſtarkes Gemiſch von Hochdeutſch und Dialekt vor, oder dieſer allein. Uebrigens erſcheint dem Verfaſſer das vornehm dünkelhafte Herabblicken auf den Dialekt einſeitig und unberechtigt. In demſelben findet ſich vieles Schöne und Gute. Höchſt anziehend und manchmal überraſchend ſind die Bemerkungen des Verfaſſers über die Dialekte, über die allgemeinen Merkmale und über die Verſchiedenheiten derſelben. Eine der intereſſanteſten Stellen des Buches iſt die mit Notenbeiſpielen belegte Ausführung über das

Sprechsingen des Volkes. Hier tritt uns der feine Beobachtungssinn des Verfassers besonders deutlich entgegen. Theologen, welche auf ein richtiges, dabei aber populäres Deutsch halten müssen, werden das frisch und humoristisch geschriebene Büchlein nicht ohne Nutzen lesen.

Der **„Neue evangelische Gemeindebote"** vom 20. Januar 1894 schreibt: Der Autor dieser kleinen Schrift ist durch eine Reihe ernster und lesenswerther, in christlichem Geiste gehaltener Erzählungen sowie durch seine (von uns warm empfohlenen) köstlichen Dialektdichtungen (Allerlei aus der Oberlausitz) aufs vorteilhafteste bekannt. In dem vorliegenden Heftchen giebt er allerlei Beobachtungen über Dialekte, Volkssprache u. dgl. zum besten. Von besonderem Werth erscheinen uns seine interessanten Beobachtungen über die Musik der Sprache.

Der **„Evangelisch-kirchliche Anzeiger"**, Berlin, 3. Dezember 1893 schreibt: In zum Theil launiger Weise wird gezeigt, daß kein einziger deutscher Stamm das Hochdeutsch rein spricht, daß aber auch die wirklichen Dialekte nicht verächtlich angesehen werden dürfen. Näher wird auf die Fehler eingegangen, welche „in Preußen" und in den sächsischen Mundarten beim Sprechen begangen werden. In zwangloſem Gedankengang werden dann noch interessante Notendarstellungen des Singens beim Sprechen, wie es insbesondere in sächsischen Gegenden gefunden wird, geboten. Ein liebenswürdiges und anregendes Büchlein.

Die **„Allgemeine Modenzeitung"** 1894 Nr. 10 schreibt: Einen „Spaziergang durch die Sprache" unternimmt Johannes Renatus in einem Buche, das bei Emil Hübner in Bautzen (Eduard Rühls Verlag) erschien. Wir sind dem Verfasser sonst auf dem Gebiete des liebenswürdigen Humors zu begegnen gewöhnt. Ist er doch der Schöpfer des herrlichen „Allerlee aus der Äberlausitz"! Diesmal tritt er uns mit Ernst und Würde entgegen! Er registriert unerbittlich die Sprachfehler der deutschen Volksstämme und kommt zu dem Resultat, daß jeder derselben ganz gehörig vor seiner eigenen Thüre zu kehren hat und sich nicht über seine deutschen Brüder lustig machen kann. Reines Hochdeutsch, konstatiert er, wird als Allgemeinsprache in keinem einzigen deutschen Staate gesprochen. Besonderes Augenmerk wendet Renatus naheliegender Weise dem Dialekt zu, für den er wie schon früher mit Begeisterung eine Lanze bricht. Auch dem Volksgesange werden interessante Betrachtungen gewidmet. Wir sind dem Büchlein mit

Aufmerksamkeit gefolgt und sind dem Verfasser für mancherlei Anregungen auf sprachlichem Gebiete dankbar.

Der „**Praktische Schulmann I**“ 1894 schreibt: Der namentlich durch sein „Allerlee aus der Aeberlausitz“ bekannte Verfasser bietet hier ein höchst anregendes Schriftchen, das auch dem Lehrer der deutschen Sprache manches zu bedenken und zu beachten giebt. Besonders beachtenswert sind seine feinen Bemerkungen über Wesen und Wert der Mundart gegenüber der Schriftsprache und die Ausführungen über die nach den verschiedenen Landschaften sehr verschiedene Art der Betonung, das sogenannte „Singen beim Sprechen“. Die zuletzt erwähnten Ausführungen sind durch zahlreiche Beispiele in Noten illustriert. Von den gelegentlich eingestreuten feinen Bemerkungen erwähnen wir noch die über den Wert des Humors für die Erziehung und über die in vielen Zeitschriften sich findende Rubrik „Aus dem Kindermunde“. Der Verfasser hat sehr recht, wenn er das meiste von dem, was in dieser Rubrik zu finden ist, als „heillos und verwerflich“ bezeichnet.

Inhalts-Verzeichnis.

Erstes Bändchen

1. Zwee Geschicht'n vo dr al'n Munk'lt'n.
   * a) De Hinlegetropp'n.
   * b) Dos Konzert.
* 2. Dar ringedrähte Bergemeest'r.
* 3. Dos Bierfaß'l.
* 4. Dos Hoiſ'l hint'r'n Czernebog.
5. Mr muß'ch ne argern.
6. Dar biſe Fähler.
* 7. Worim de Froo Paſt'rn oan's Wohrſoin glöbte.
* 8. Zwee Flieg'n uff enn Schloag.
* 9. Uff d'r Reeſe.
10. Dar ſchine Junge.
11. De Ahr'nerklärung.
12. 's Ard'nlab'n.
* 13. Anno 66.
* 14. 's Silberzoig.
15. Worim ſ'ch Mitſcherlich wollt ſcheid'n loſſ'n.
* 16. 's hot gepucht.
17. Muſike veredelt d'n Menſch'n.
* 18. D'r Harr College.
* 19. Die wor kurirt.
* 20. Anne Geſchichte aus Klee-Welke.
* 21. Dar hitzige G'meendevurſchtand.
* 22. De Reiver.
23. De Geſchichte vo d'n Eiern.
24. Dun sacklatte pschindje.
25. D'r Läſeverein.
* 26. 's is anne al'e Geſchichte.
* 27. Anne billige Fuhre.
* 28. 's Exam'n.
29. Dos iriſch-rehm'ſche Bad.
* 30. Moier Weisheet.

* Mit Bildern von Professor Birkner.

Zweites Bändchen.

1. De Äberlauſitz.
* 2. 's Ungerjack'l.
3 Aus'n Äberlande.
4. A Rathſ'l.
* 5. Dar A'barnbabbs.
* 6. Dar Kammer=Rath
* 7. In d'r Heede.
* 8. Doch Noack.
* 9. klee=Welke.
*10. Dar Oybin.
*11. Dar Faſttoag.
12. De fremd'n Sprach'n.
13. Kommt kömmt, kummt, kimmt.
*14. Olläntch'n a Bautzner.
15. Dar Laberthroan.
*16. War is'n g'ſchoi dt'r?
*17. De beed'n Ausbriche.
18. 's Gohannesöl.
19. Wie's an Draſner a Sohland g'gang is.
20. Wuſer a Looch in' Huſ'n gutt is.
21. Drei Geſchicht'n vo Schurſche=Korle.
*a) Wie Schurſche=Korle vernimſtg wird.
*b) Wie Schurſche=Korle a Poor noie Huſ'n krigkt.
*c) Wie Schurſche=Korle Muſik=Unterricht krigkt.
*22. Gummimende.
23. Mich'l und Boneparte eid'r Liwe.
*24. Anne Murdsgeſchichte.
25. Dos Spreefliſſ'l.
*26. Es iſt jenug, Frau Kloſ'n.
*27. De Blutegel.
28. Doa word's uff amal.
*29. Uff der Maskeroade.
30. Schiſſableeche.

* Mit Bildern von Profeſſor Bürkner.

Drittes Bändchen.

	Seite
Vorwort	V
Kick, der Hahn. Ein Thierroman	1
Die Handelnden	2
I. Gesang: Der Morgen	3
II. Gesang: Der Unglückstag	22
III. Gesang: Das Concert	49
IV. Gesang: Die Vergeltung	83
V. Gesang: Zweikampf und Friede	119
Nachwort:	143
Nor ömmer wohr	145
Anne noie Ottegraffie	151
De Wette	155
Larnt ock Doitsch	159
Pfiffig muß mr sein	162
Dar Aepp'lboom	165

(Berichtigungen S. 173).

Viertes Bändchen.

		Seite
	A Poor Wört'ln viraus	1
*1.	Ei'm Dunk'ln öß gutt munk'ln	4
2.	Dar Schmied weeß Dalles	12
3.	Ei'm öffentlich'n Gerichte	18
4.	Dos Kloreformier'n	27
*5.	De Brüderschoft	35
*6.	Dos Zoigt toogt Nischt	44
*7.	Dos heeßt Kurrahsche	53
8.	De Stammtischler	58
9.	A gonz eefält'g Mißverständniß	71
10.	Wie d'r Wewer Wünsche phillesoffiern thutt	76
*11.	Dos preißgekrönte Birld	87
*12.	A Schreck'nstoag	100
*13.	Dos Liebspoor	108
14.	Bis ack stirlle	122

Seite.

15. Unſe Bauern 128
*16. D'r Unk'l Bartſch 140
17. War öß'n nu dar Dumme 164
*18. Worümm Hempel nurr ei d'r Nacht ſpazier'n ging und de Mori egal Händſchch'n troin thoat 171
19. Wie de äberlauſitzer Jung'n ſpiel'n 184
20. Mer muß'ch nurr zu h'lf'n wiſſ'n 200
*21. Zſchieſche-Fritze ſei Leb'nslooſt 205
22. Dar G'ſchtudirte 230
23. A' Böſſ'l Muſik 232
*24. Dos Kingerſtrümp'l 234

*) Mit Bildern von Profeſſor Büchner.

Fünftes Bändchen.

Korle und Carlo. Anne äberlauſitzer G'ſchichte aus'm Leb'n. Mit einem Anhange: Bemerkungen über die Mundart nebſt Wörterverzeichnis.

Ferner erſchien von demſelben Verfaſſer:

Spaziergang durch die Sprache. Freie Studien.

und werden im gegenwärtigen Jahre noch erſcheinen:

Fürſt Mitſcherlich. Ein oberlauſitzer Sagenkranz.

De Pfarrſchkinger.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CHICAGO
43 152 983

U of Chicago
43152983

U of Chicago
43152983

Digitized by Google